23/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Sonnenpuls

Phänomen enthüllt

Ur-Tiere

Vom Untergang der Dinosaurier

FW-Dokumentation zum Bau des Jahrhunderts

Geschafft!

Die Signale der Baikal-Amur-Magistrale stehen auf „Grün“.

BAM – das Wort klingt wie Glockengeläut, aber es ist ein Paukenschlag! Noch nie in der Geschichte des Eisenbahnbaus hat es eine solche Häufung ungeahnter Schwierigkeiten gegeben. Im Winter kommt zur Kälte die undurchdringliche Taiga, zur undurchdringlichen Taiga kommt der Wind, zum Wind kommt der Schneesturm, zum Schneesturm kommt das Entsetzen, wenn plötzlich ein bis tief auf den Grund gefrorener Fluß explodiert, da gefährliches Aufeis ihn sprengt... Und im Sommer? Da kommen zur Hitze die Mücken, Millionen, Milliarden, Billionen, die in die Kleider kriechen, in Mund, Nase, Ohren, die den Menschen peinigen bis aufs Blut... Die BAM? Nein, nichts für Muttersöhnchen. – Aber gerade die Schwierigkeiten lockten Hunderttausende von Freiwilligen an. Das „Abenteuer Schienenstrang" erfaßte wie ein Fieber das ganze Land. – Jetzt ist das Bauwerk des Jahrhunderts vollbracht! Ein Jahr früher als geplant. Ein stählerner Schienenstrang über 3145 Kilometer. Von Ust-Kut an der Lena bis Komsomolsk am Amur...

Tunnel

Vier große Gebirge durchquert die BAM. Die Tunnel haben eine Gesamtlänge von zirka 34 Kilometern. Die meisten befinden sich im Westabschnitt der Strecke, nördlich des Baikalsees.
Das sind sie:
Sewero-Muisker-Tunnel: 15,3 km
Baikal-Tunnel: 6,7 km
Vier Tunnel durch Ausläufer des Baikalgebirges: 5,0 km
Nija-Tunnel: 3,0 km
Kodar-Tunnel: 2,5 km
Stanowoi-Tunnel: 1,2 km

Brücken

2300 Brücken überquert die BAM. Eine auf anderthalb Kilometer. Damit hat die BAM sechsmal mehr Brücken als Venedig. 16 große Ströme und Hunderte kleiner Flüsse und Bäche müssen überwunden werden. 142 Brücken haben eine Spannweite von mehr als 100 Metern. Die Lena-Brücke bringt es auf 500, die über den Amur, die längste der BAM, auf 1450 Meter. Besonders tückisch waren jene reißenden Gebirgsflüsse, die im Frühjahr bis zu acht Meter über Normal ansteigen.

Die längsten Eisenbahntunnel der Welt

Name	Staat	Länge in km	Baujahr
Simplon 1	Schweiz	19,8	1896 bis 1906
Simplon 2	Italien	19,8	1912 bis 1922
Apennin	Italien	18,5	1923 bis 1930
Nord-Muisker Kette (BAM)	UdSSR	15,3	Bauende bis 1987
Gotthard	Schweiz	15,0	1872 bis 1881

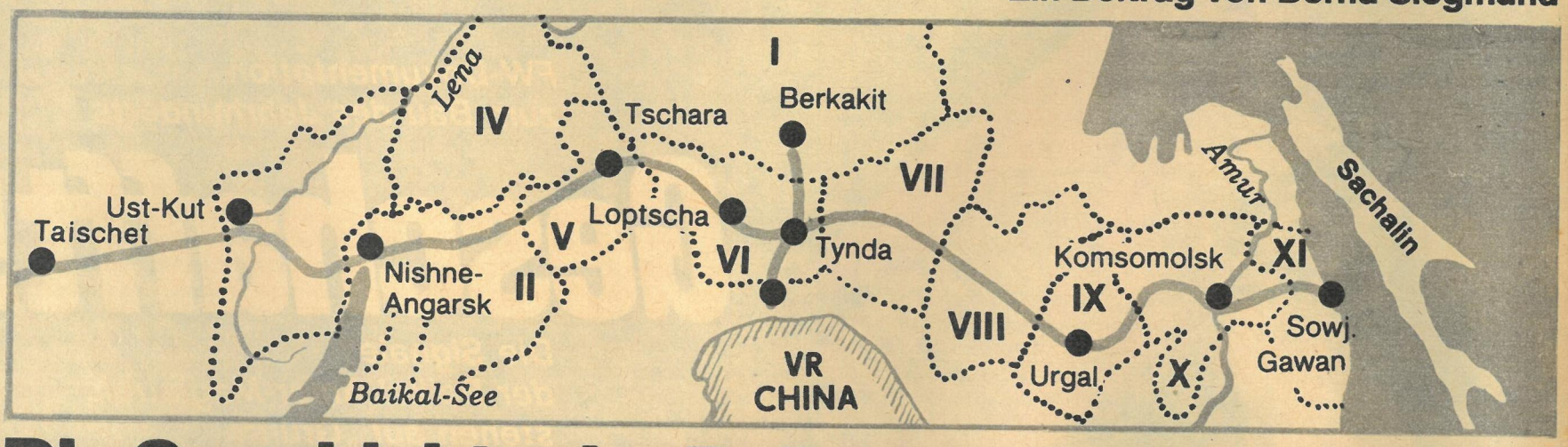
Geschichte

80er Jahre des 19. Jahrhunderts: Erste Erkundungen einer Eisenbahntrasse nördlich des Baikalsees.
1932: Regierungsbeschluß über den Bau der BAM.
1939: Baubeginn an der Strecke von der Transsib nach Tyndinski.
1941: Der erste Zug erreicht Tyndinski, heute Tynda, die Hauptstadt der BAM.
1941–45: Der Krieg unterbricht den Bau. Die bereits fertige Strecke muß abgerissen werden. Mit dem Material wird eine Versorgungsbahn von Saratow nach Stalingrad gebaut.
1946: Wiederaufnahme des Baus an der Strecke Taischet–Ust-Kut, die 1958 fertig wird.
1965: Beginn der Streckenerkundung östlich vom Baikal.
1972: Bauarbeiten an der Kleinen BAM (Transsib–Tynda–Berkakit) beginnen erneut.
1974: Auf dem XVII. Komsomolkongreß wird der Bau der BAM als Komsomolobjekt verkündet.
1984: Die BAM ist fertig. Zusammen mit den vorher fertiggestellten Teilen Taischet–Ust-Kut und Sowjetski Gawan–Komsomolsk am Amur hat die BAM nun 4300 km.

Städtebau

Vier Städte, 200 Bahnstationen und 60 stadtähnliche Siedlungen entstanden oder entstehen an der BAM. Jede der 15 Unionsrepubliken erhielt die Patenschaft über einen Bauabschnitt. Tynda beispielsweise, die Hauptstadt der BAM, wird von Moskau erbaut. Die sowjetische Metropole stellt nicht nur die Spezialisten, sie liefert auch das gesamte Baumaterial. Das System der Patenschaften ist eine alte Tradition, die in die zwanziger Jahre zurückreicht, in die Zeit des Wiederaufbaus der Volkswirtschaft nach dem Bürgerkrieg. In Gegenden mit kleineren Vorkommen an

Ein Beitrag von Bernd Siegmund



Die Geschichte der Baikal-Amur-Magistrale

Naturschätzen oder an technischen Haltepunkten der BAM findet die sogenannte mobile Bauweise Anwendung. Aus hölzernen Raumzellen werden Wohn- oder Warenhäuser, Kantinen oder Wäschereien montiert. Jede Raumzelle ist vom Werk her mit Heizkörpern, Naßzelle, Einbauschränken und elektrischen Leitungen ausgestattet.

Der Häuserbau in der BAM-Zone ist aufwendig und kompliziert. Erdbeben und Dauerfrostboden, so heißen die Schwierigmacher. Gegen die Kälte schützen dreifache Fensterscheiben, die Wände sind doppelt so stark wie in Moskau oder Leningrad. In Dauerfrostgebieten sind die Häuser auf Betonpfeiler gebaut. Zwischen diesen Stelzen zirkuliert der Wind, schützt den verletzbaren Boden.

Kinder

57000 Kinder wurden nach amtlichen Angaben in zehn Jahren an der BAM geboren. In Tynda existiert ein Hilfsdienst namens „Aufmerksamkeit", der jungen Eltern Ratschläge zur Kindererziehung mit auf den Weg gibt, denn Großmütter sind an der BAM Mangelware. 1932 übrigens, als das erste Mal mit dem Bau der BAM begonnen wurde, war es große Mode, Mädchen, die an der Trasse zur Welt kamen, Bama zu nennen.

Zahlensalat

Die BAM ist etwa 8000 Kilometer von Berlin entfernt. Sie erschließt links und rechts der Trasse einen 300 bis 400 km breiten Landgürtel, insgesamt 1,5 Millionen km². Die BAM durchläuft 3 von 11 Zeitzonen der UdSSR, bringt es im Sommer auf plus 40 Grad, im Winter auf minus 60. Der kälteste Ort an der ganzen Strecke ist im Winter Tynda. Langjähriger Jahresdurchschnitt Januar: −31,7 Grad. Der wärmste Ort im Sommer Komsomolsk am Amur. Langjähriger Jahresdurchschnitt Juli: 19,9 Grad. In zehn Jahren Bau wurden 300 Millionen m³ Gestein und Erde auf 15000 Lastkraftwagen bewegt. 1000 Planierraupen, 1500 Bulldozer, 2000 Autokrane und 2500 Spezialfahrzeuge halfen dabei. Neben dem Schienenstrang wurden 3000 km befestigte Straßen gebaut, entstanden oder entstehen drei Wasserkraftwerke: das Moksker am

Die längsten Eisenbahnstrecken der Welt

Name	Länge in km	Betriebseröffnung
Transsibirische Eisenbahn: Moskau–Wladiwostok	9476	1913
Transkanadische Grand Trunkline: Halifax–Prince Rupert	6366	1914
Transkanadische Eisenbahn: Montreal–Vancouver	4635	1886
Transaustralische Eisenbahn: Kalgoorlie–Sydney	4330	1937
Baikal-Amur-Magistrale: Taischet–Sowjetski Gawan	4300	1984

Witim, das Seisker an der Seja, das Bureisker am Burei. 11 Territoriale Industriekomplexe (TPK) oder industrielle Zentren entstanden an der BAM (s. Karte): I. Südjakutischer TPK; II. Nordbaikal TPK; III. Werchnelenski TPK; IV. Mamsko-Bodaibinski TPK; V. Industriezentrum Udokan; VI. Industriezentrum Tynda; VII. Industriezentrum Seja; VIII. Selemdshinski TPK; IX. Industriezentrum Urgal; X. Komsomolski TPK; XI. Industriezentrum Sowjetski Gawan.

Wasserweg

Ferngesteuerte Bulldozer, die bis zu 7 Meter unter der Wasseroberfläche operieren, haben auf einer Länge von 90 km den Grund des Tatarensundes zwischen der fernöstlichen Insel Sachalin und Sowjetski Gawan von einer 3 Meter dicken Schlamm- und Geröllschicht befreit. Auf dieser Wasserstrecke sollen Eisenbahnfähren verkehren, die die BAM mit Sachalin verbinden.

Naturschutz

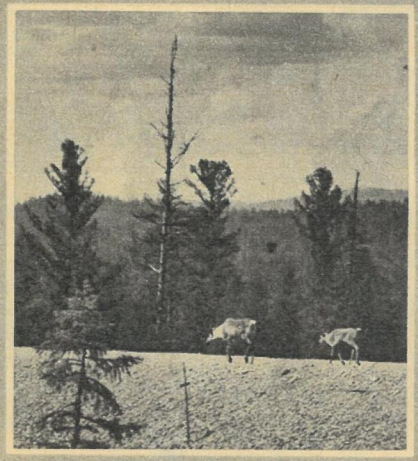
In einem Gebiet von über einer halben Million Hektar wird an der BAM ein neues Naturreservat eingerichtet. Nach Kamtschatka, Altai, Petschora und der Wrangel-Insel ist das neue Reservat Witim der größte Komplex der Sowjetunion, der unter staatlichen Schutz gestellt wird. Witim umfaßt vier Vegetationszonen: die arktische, die euroasiatische, die ochotskisch-mandschurische und die mongolisch-daurische. Eine Reihe dort wachsender Pflanzen sind im „Rotbuch" verzeichnet. Die zahlreichen Flüsse, Inseln und Buchten des Gebietes liegen auf den Vogelzugwegen. Der Park bietet den Vögeln trotz BAM vielfältige Möglichkeiten zur Rast und zum Nisten.

BAM-Atlas

Ein BAM-Atlas mit mehr als 30 Karten ist in Leningrad erschienen. Er gibt Auskunft über die geologische, geochemische und tektonische Struktur des 1,5 Millionen km² großen Gebietes längs der Trasse. Das Kartenwerk enthält außerdem Daten über den Erdmechanismus, über Grundwasservorräte und Angaben über prognostizierte Bodenschätze.

Zugkräfte

WL 84 heißt eine neue leistungsfähige E-Lok für die BAM. Diese Maschinen entwickeln 10000 bis 11000 PS und werden den Bedingungen Sibiriens mit seinen zahlreichen bergigen Anstiegen und Frösten bis zu −60 Grad gerecht.



Fotos: W. Achlomow/APN, G. Kopossow/APN, Detlev Steinberg (2), Archiv (6); Farbe: Detlev Steinberg (4), G. Kalatschjan/TASS (2), Archiv; Karte: M. Kotsch, Titelbild: G. Kalatschjan/TASS

BAM.

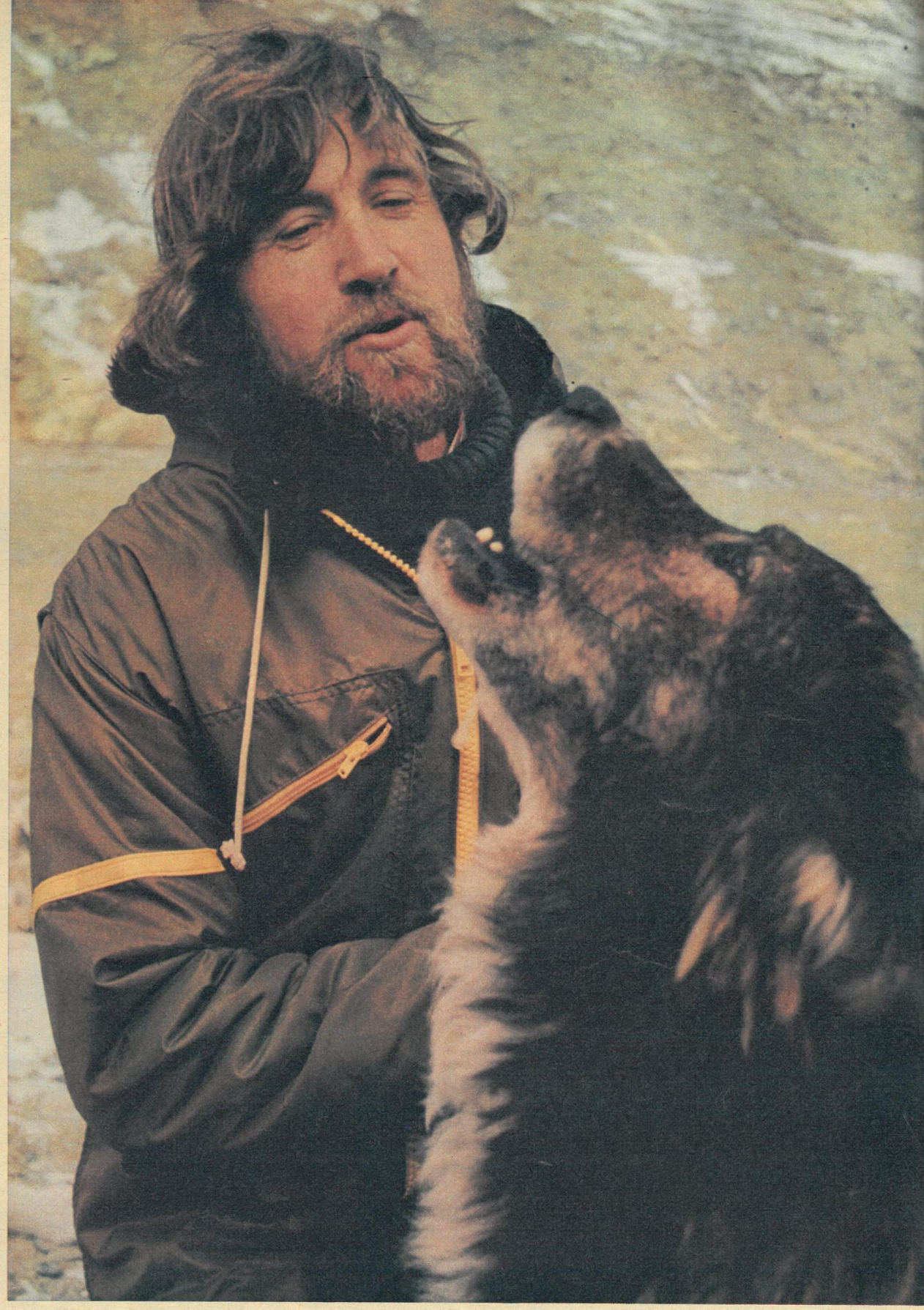
BAM

Als ich das erste Mal an die BAM fuhr, es war im Jahre 1976, habe ich erlebt, wie man Bäume fällte und eine Schneise durch die unberührte Taiga schlug. Beim zweiten Besuch wurde der Bahndamm geschüttet, Gleise wurden verlegt. Ein Jahr darauf, in Sewero-Baikalsk, sprach ich mit den Bauarbeitern, die eine moderne Stadt hochzogen. Bei meinem letzten Besuch mußte ich mit ansehen, wie inmitten der Taiga, in einer der zukünftigen BAM-Siedlungen, die Verkehrspolizei einem Lada-Fahrer den Führerschein wegnahm wegen Nichtbeachtens der Vorfahrt. „Es wird immer schlimmer an der BAM, ist ja bald schon wie in Moskau ...", klagte der Verkehrssünder empört. Da wußte ich: Die Zivilisation hatte das Abenteuer BAM eingeholt!

Der Newski-Prospekt und Sibirien!

Die Signale der Baikal-Amur-Magistrale stehen auf „Grün". Ein Jahr früher als geplant, am 30. September 1984, konnte die Eisenbahnlinie, die durch den Tiefkühlschrank der Sowjetunion führt, übergeben werden. Im Gebiet Tschita, am Kilometer 877, trafen sich – vom Baikalsee und vom Amur kommend – die Nervenenden der BAM. „Um 16.10 Ortszeit", so schrieb die örtliche „Prawda", „hatten sich die Gleisverlegemaschinen der Brigaden Alexander Bondar und Iwan Warschawski am Haltepunkt Balbuchta bis auf wenige Meter genähert. Gemeinsam gaben die Brigadiere das Kommando zum Absenken

Bilder von der BAM, das sind Grüße von den Männern, die den „Goldenen Pfeiler" transportierten, der stolz die letzte fertiggestellte Brücke der Eisenbahnlinie zieren wird. Und das ist Dima, der uns vorführte, wie schön sein Hund heulen kann... Und das sind die drei hübschen Damen, die beim Abendtanz ihr Glück suchen werden.



der letzten beiden Segmente. Als die Gleise verschraubt waren, erschallte ein vielstimmiges ‚Hurra', Sektkorken knallten, und die Bauleute umarmten einander."

Unsere Sprache belegt große Gefühle oft mit knappen, kurzen Worten: Glück, Stolz, Freude ... Doch drücken sie wirklich aus, was Alexander Bondar und Iwan Warschawski, was die Männer ihrer Brigaden in jenem historischen Augenblick empfanden? Als am 10. Mai 1869 die letzte Schiene der Union-Pacific-Bahn in den großen Schienenstrang eingefügt wurde, ließ sich der leitende Ingenieur Grenville N. Dodge zu dem Ausruf hinreißen: „Done!" – „Vollbracht!"

Den Jubel, den die Teilfertigstellung der Transsibirischen Eisenbahn auslöste, gab eine Irkutsker Zeitung am 16. August 1898 so wieder: „Vollendet! ... In der Stille der hiesigen, von der Kultur bis jetzt fast unberührten Berge, Steppengebiete und Wälder erklang heute zum ersten Mal das Pfeifen einer Lokomotive. Das alte Sibirien tritt zurück, vor uns entsteht etwas Neues ... Fast jedem stellt sich die Frage: ‚Was wird nun?' "

Eine große Frage!

Doch wer sollte sie beantworten? Der Zar etwa? Nun, der war weit. Und Sibirien war für ihn nichts weiter als die „riesenhafteste Einöde der Welt". Unerschlossen, kaum besiedelt. Gerade gut genug als Verbannungsgebiet. Und als Pelzlieferant für höfische Bedürfnisse. Und als Goldgrube. 1908 erwirtschaftete Sibirien 161 Millionen Rubel, ganze 3,5 Prozent der Industrieproduktion Rußlands. Ein pfiffiger Journalist schrieb sarkastisch: Der Newski-Prospekt von Petersburg ist mindestens fünfmal soviel wert wie ganz Sibirien.

Auch eine Antwort!

Eine andere gab der Schriftsteller und Revolutionär Alexander Herzen, der mehr als ein halbes Jahrhundert vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution den Nagel auf den Kopf traf, als er schrieb: „Sibirien hat eine große Zukunft; man betrachtet Sibirien als einen Keller, in dem es viel Gold, Pelzwerk und andere Schätze gibt, der aber kalt, mit Schnee bedeckt, arm an Lebensmitteln, weglos und unbesiedelt ist. Das ist unwahr. Die absterbende russische Regierung, die alles mit Gewalt, mit dem Stock vollbringt, ist nicht in der Lage, den Lebensimpuls auszustrahlen, der Sibirien mit amerikanischer Geschwindigkeit vorwärtsbrächte."

Die Vereinigten Staaten von Amerika in Sibirien ...

Das Pfeifen der Lokomotiven auf der Transsib hatte nicht nur die große Stille des schlafenden Giganten geweckt. Plötzlich waren sie alle da, die den „langen Rubel" witterten, das große Geschäft. „Der Bau riesiger Eisenbahnlinien", so schrieb Lenin, „die Erweiterung des Weltmarktes und die Entwicklung des Handels – all das verursachte eine unerwartete Belebung der Industrie, das Entstehen neuer Betriebe, eine wilde Jagd nach Absatzmärkten, eine Jagd nach Profiten, die Gründung neuer Gesellschaften ..."

Ein spektakuläres Projekt beschäftigte bis 1906 die Gemüter der Russen. Ein französischer Ingenieur schlug vor, mit den Mitteln eines amerikanischen Syndikats eine Sibirien-Alaska-Bahn zu

BAM

bauen. Sie sollte von der Station Kansk zur Nordspitze des Baikalsees führen und dann weiter zum Stillen Ozean. Eine Abzweigung war in Richtung zur Halbinsel Tschukotka vorgesehen. Dort sollte ein gewaltiger Tunnel durch das Beringmeer Sibirien an das Eisenbahnnetz der USA anschließen.

Der koloniale Pferdefuß dieses Projekts war zu offensichtlich. Die zaristische Regierung lehnte dankend ab. Klar aber war: Ohne Transportwege keine Erschließung Sibiriens. So begannen russische Ingenieure in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts damit, eine Eisenbahntrasse zu erkunden, die so phantastisch wie realistisch war: einen Weg vom Baikalsee zum Amur, die BAM. Sie ahnten nicht, daß noch hundert Jahre vergehen sollten bis zu jenem historischen 30. September 1984, da ihr phantastisches Projekt Realität werden sollte.

Zwei Varianten schlugen sie vor: eine Strecke über Irkutsk und die Südspitze des Baikalsees; eine über Ust-Kut zum Norden des „Heiligen Meeres". Die südliche Variante, die Transsib, erhielt den Vorrang. Sie verlief durch dichter besiedelte Gebiete, stellte technisch keine großen Probleme.

Wo sie nach 13 Jahren Bauzeit ihren Weg zog, entwickelte sich schnell ein schmaler Streifen Industrie, vor allem der Kohlebergbau blühte auf. Der größte Teil Sibiriens mit seinen unermeßlichen Bodenschätzen aber, der schlief weiter den Dornröschenschlaf. Der Schuß der Aurora erst sollte auch diesen Teil zum Leben erwecken, ihm eine wirkliche Zukunft bringen.

Pioniere der Taiga

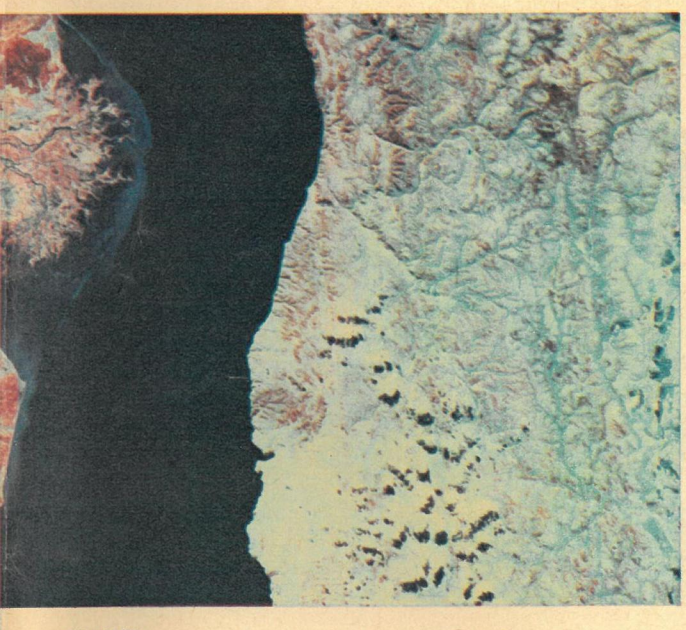
In Sewero-Baikalsk gibt es ein kleines Eisenbahn-Museum. Zwischen dekorativ angerichteten BAM-Informationen und Geländeprofilen aus Pappmaché entdeckte ich in einer Ecke des verwinkelten Raums alte, vergilbte Fotografien. Abenteuerlich aussehende Gestalten ziehen mit Packpferden durch die Taiga, andere schlagen sich einen Pfad durchs Dickicht, Boote tanzen gefährlich auf Wildbächen ...

„Was sind das für Bilder?", fragte ich die Direktorin des Museums.

„Fotografien aus der Pionierzeit der BAM", antwortete sie. Das Museum hatte diese seltenen Dokumente aus den dreißiger und vierziger Jahren von einem Eisenbahn-Ingenieur bekommen. Von Wladimir Schischkin, einem Rentner und BAM-Pionier. Es war nicht ganz einfach, ihn in Moskau ausfindig zu machen. Reporterglück muß man eben haben!

Wahre Schätze befinden sich in seinem Besitz. Kartenwerke, Eisenbahnprojekte, seltene Bücher und Unmengen von Fotografien.

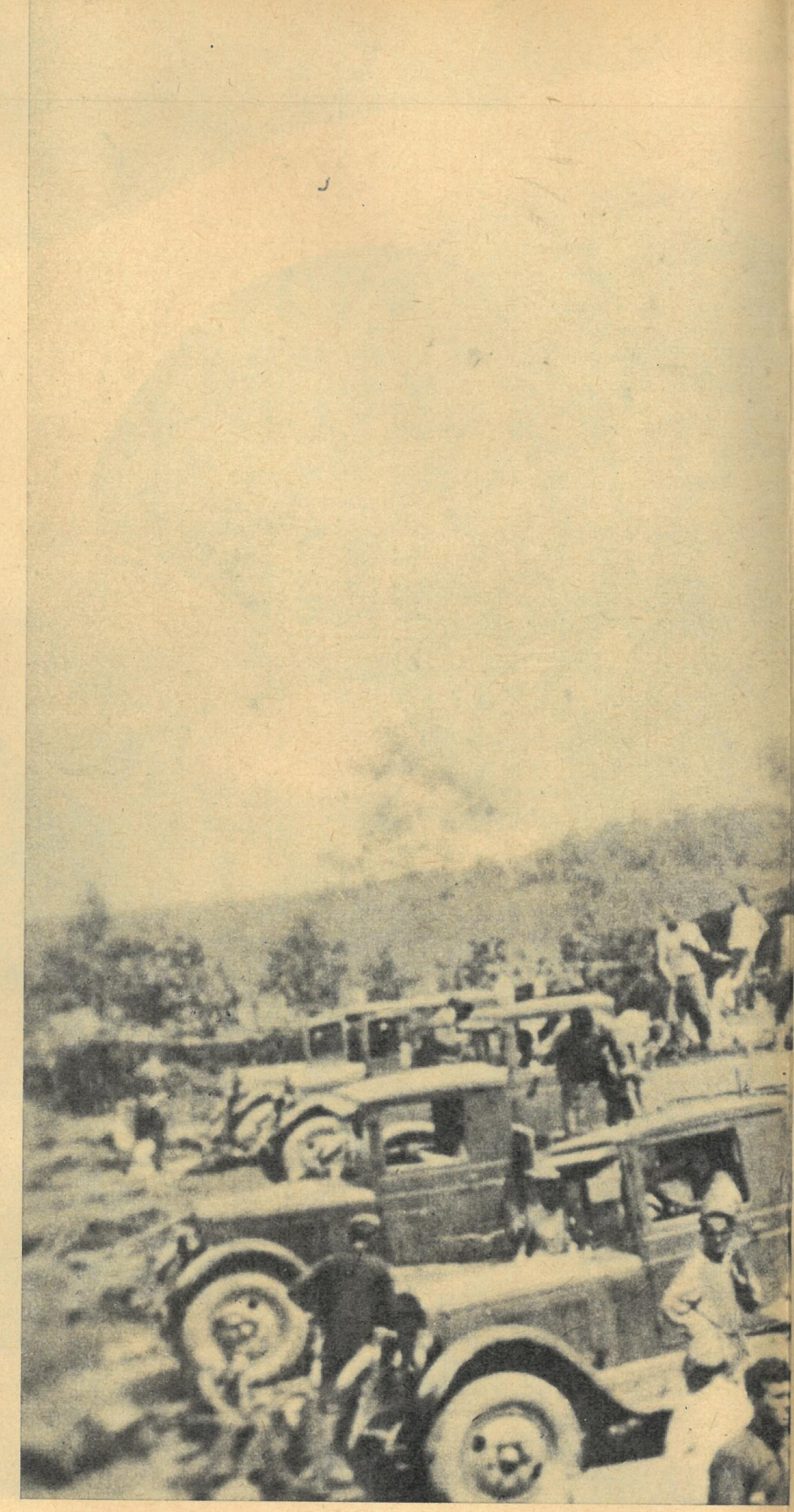
„Über die Geschichte der BAM ist wenig bekannt", erzählte er. „Viele Menschen – auch bei uns im Land – denken, die BAM, das sind die Jahre 1974 bis 1984. Aber schon 1932 zogen Erkundungstrupps in die Taiga, um die günstigste Trasse zu suchen. Tungusische Jäger und Ewenen halfen ihnen dabei. Erforscht wurden die topographischen Verhältnisse, das örtliche Bodenrelief, die geologische Struktur des Geländes.



Bilder von der BAM, das sind die großen Gleisverlegemaschinen, die sich ihren Weg durch die Taiga bahnten. Und das ist Iwan Marschak, der mit bloßem Auge darüber wacht, daß alles gradlinig zugeht an der BAM. Und das ist der Baikalsee von ganz weit oben. Die MKF-6-M läßt grüßen ... Sie brachte wichtige Aussagen für die Tunnelbauer.

Eine schwere, gefährliche Arbeit. Überall in der menschenleeren Taiga lauerten Gefahren. So mancher dieser Männer kehrte nicht zurück. Ich denke nur an Alexander Koschurnikow. 1942 ist er beim Projektieren der südsibirischen Magistrale am Ufer des Flusses Kasyr ums Leben gekommen. Er hinterließ ein erschütterndes Tagebuch, in dem er seine letzten Stunden schildert: ‚Heute schreibe ich wohl das letzte Mal. Bin am Erfrieren. Gestern, am 2. XI., geschah die Katastrophe. Kostja und Aljoscha sind ums Leben gekommen. Das Floß wurde unters Eis gerissen, und Kostja kam zusammen mit dem Floß darunter. Alexej sprang ab und kroch an die 25 m durch Eis und Wasser. Ich half ihm, zum Ufer zu gelangen, konnte ihn aber nicht mehr heraufziehen, so ist er im Wasser erstarrt. Ich gehe weiter. Es fällt mir sehr schwer: hungrig, durchnäßt, ohne Feuer und ohne Nahrung. Wahrscheinlich werde ich heute erfrieren.‘“

Die Leitung der Baikal-Amur-Expedition hatte Ende der dreißiger Jahre Akademiemitglied Komarow. Acht Forschergruppen arbeiteten in der Taiga, Eisenbahningenieure, Geologen, Mediziner, Biologen ... Sie entdeckten reichhaltige Vorkommen an Bodenschätzen, erkundeten Eislinsen und Frostquellungen, schufen die erste Karte über die Dauerfrostgebiete Sibiriens. An Hilfsmitteln standen ihnen 26 Flugzeuge zur Verfügung, ein paar Luftbildkameras, einfache Theodolite und Nivellierinstrumente, 28 Schlepper und Geländewagen, 28 Motorboote, 133 Lastkraftwagen, 1500 Pferde und 200 Funkgeräte. Beginnen sollte die Baikal-Amur-Magi-



BAM

strale in Taischet an der Transsib, enden in Sowjetski-Gawan. 4341 Kilometer lang, so die damaligen Berechnungen, sollte die Magistrale werden.

„Auf dem XVIII. Parteitag der KPdSU", so erzählte Wladimir Schischkin weiter, „wurde der Bau der Baikal-Amur-Magistrale beschlossen. Zunächst sollten von der Transsib aus einige Stichbahnen nach Norden geführt werden, um Arbeitsmaterial und Nahrungsmittel an die künftige BAM-Trasse bringen zu können. Geplant war eine Linie von Wolotschajewska bis Komsomolsk am Amur, eine von Istwestkowaja bis Urgal und eine von der transsibirischen Station BAM nach Tynda. Die beiden zuletzt genannten Strecken waren fix und fertig. Dann kam der Krieg. Im Jahre 1943 wurden die Schienen demontiert. Die Schlacht um Stalingrad tobte. Mit den Schienen der BAM wurde eine Versorgungsbahn von Saratow nach Stalingrad gebaut. Und über die BAM wuchs das Gras des Vergessens. Bis 1974!"

Abenteuer Schienenstrang

3145 Kilometer ... Das ist die Entfernung Madrid–Moskau. Oder Stockholm–Ankara. Oder zehnmal Berlin–Dresden hin und zurück. Aber all die Vergleiche hinken. Denn die Rechnung wurde ohne den Wirt gemacht. Und der Wirt heißt Sibirien!

Noch nie in der Geschichte des Eisenbahnbaus wurde eine Trasse durch so schwieriges Gelände geführt. Das größte Problem der BAM heißt Erdbeben. So gehören das Baikalgebirge und

Bilder von der BAM, das sind Erinnerungen an die Vergangenheit. Neben Lastwagen und anderer „schwerer" Technik waren Pferde und Rene die wichtigsten Hilfsmittel der damaligen Zeit. Der Krieg setzte dem Leben der jungen Eisenbahn ein Ende. Undurchdringliche Taiga stellte sich den neuen Bauleuten im Mai 1974 entgegen.

die dahinterliegende Nord-Muisker Kette zur Zone größerer Erdbebengefahr. Hier wurden schon Beben bis zur Stärke 11 der „12-Punkte-Skala" registriert. Im Jahre 1957 hob ein 11karätiger Erdstoß den Bergrücken Udokan 1,50 Meter in die Höhe und verschob ihn um einen Meter nach Nordosten. So entstand ein idyllisch gelegener, 3,5 Kilometer langer See.

Wissenschaftler des Instituts für Erdrinde der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften untersuchten die seismische Aktivität. Das sind ihre vom Computer geprüften Voraussagen: Erdbeben der Stärke 8 – einmal in 15 bis 20 Jahren; Stärke 9 – einmal in 60 bis 70 Jahren; Stärke 10 – einmal in 200 bis 250 Jahren; Stärken 11 und 12 – einmal in 1000 bis 3000 Jahren. – Immerhin ein Trost.

Doch nicht nur Erdbeben machen die BAM zu einem Problem, die Liste der Schwierigkeiten liest sich so:

Schnee! Einige Gebiete werden im Winter regelrecht zugeschüttet mit der „weißen Pracht". Schneehöhen von vier Metern sind keine Seltenheit.

Lawinengefahr! Das Baikalgebirge neigt dazu, mit Lawinen zu „werfen". Der mögliche Weg und die verheerende Breite der Geröll- und Schneemassen mußten berechnet, Schutzzäune aufgestellt, gefährliche Felsbrocken weggesprengt werden.

Mücken! Im Sommer 1976 sank die Arbeitsproduktivität durch Mückenüberfälle auf 40 Prozent. Drei Institute arbeiten an der Lösung dieses Problems. Schutzmittel, die entwickelt wurden, haben die Plage bislang nicht aus der Welt schaffen können, da sich die Mücken den Giften angepaßt haben. Vorläufig ist der Einsatz von Insektiziden unvermeidlich. Sie werden nur begrenzt angewandt, um die Umweltbelastung gering zu halten.

Klima! Temperaturen bis zu 60 Grad minus lassen Stahl und Holz splittern wie Glas. Spezielle Stahllegierungen mußten entwickelt werden, geeignete Betonsorten ...

Dauerfrostboden! 90 Prozent der Strecke führt über ewig gefrorenen Boden. Dieser Boden aus dem Tiefgefrierfach der Natur hat sehr eigenwillige Manieren. Ein Mantel aus Moos und Flechten schützt ihn im Sommer vor der Kraft der Sonne. Wird bei Bauarbeiten dieser natürliche Schutz zerstört, geschehen wundersame Dinge. Der so starke, feste und zuverlässige Boden taut viele Meter tief auf. Aber nicht tief genug, um das Tauwasser ins Erdinnere abfließen zu lassen. Eine unberechenbare Schlammschicht entsteht, die Häuser in die Tiefe zieht, Brücken einstürzen läßt. Deshalb muß man ihn künstlich mit Sand und Kies isolieren. Ihn mit seinen eigenen Mitteln schlagen, ihm die Kälte lassen.

Umweltschutz! Wegen des strengen Klimas und des ewigen Frostbodens sind die Böden mikrobiologisch wenig aktiv. Organische Stoffe werden sehr langsam zersetzt. Die Fähigkeit der Böden, sich selbst zu reinigen, ist bedeutend geringer als in warmen Regionen.

Kapriolen! In einigen Gebieten der BAM herrscht absolute Windstille. Luftverschmutzungen bleiben wie eine unsichtbare Geruchswand dort stehen.

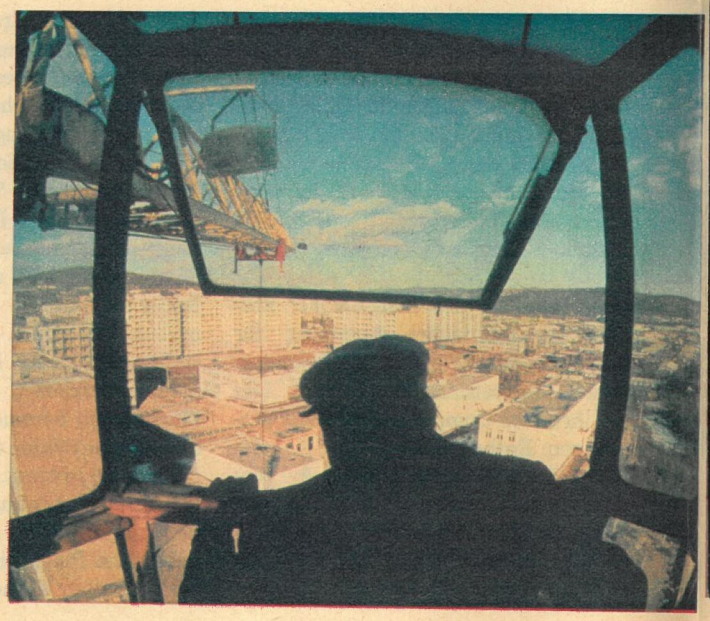
3145 Kilometer BAM ... Zehnmal Berlin–Dresden hin und zurück?

BAM

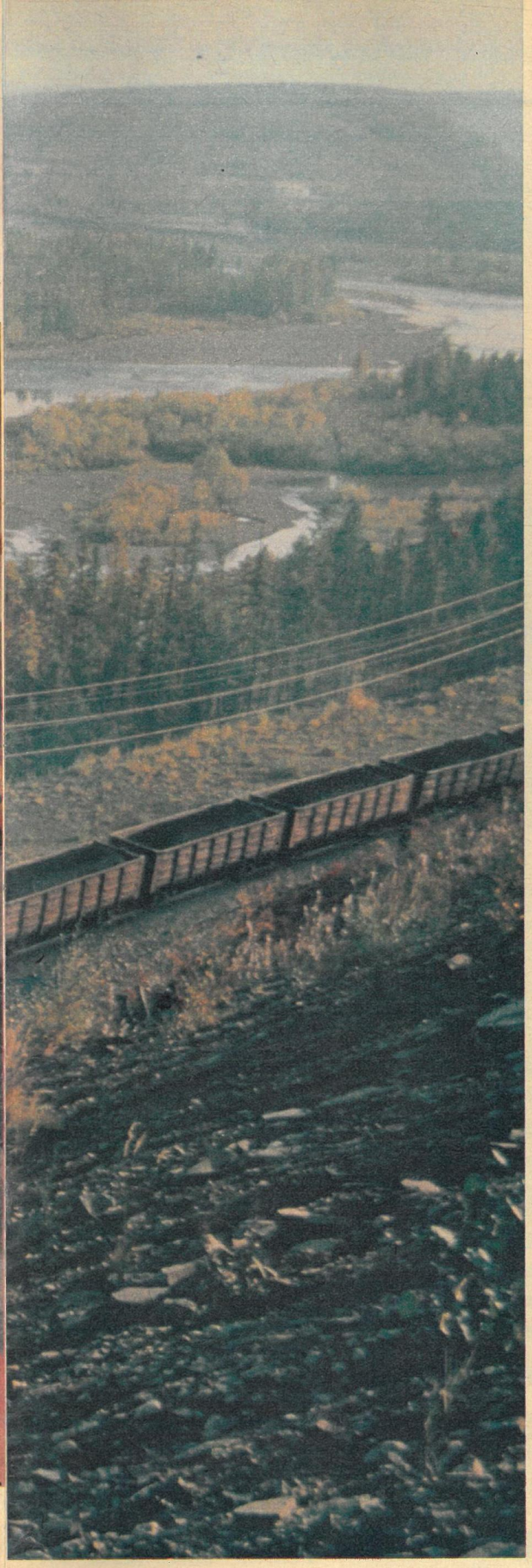
Nur eine Eisenbahn?

Nickel und Zinn, Molybdän und Mangan, Blei und Kupfer, Zink und Kohle, Edelsteine und Eisenerze, Erdgas und Holz... Die Liste der Bodenschätze Sibiriens ist so lang wie dieses Land groß ist. Die BAM ist der neue Lebensnerv im Reich der Kälte, das „Sesam öffne dich" zur ökonomischen Erschließung Sibiriens. Doch die drei Buchstaben sind mehr als nur eine Eisenbahn. Sie stehen für ein Programm, das weit ins nächste Jahrhundert reicht. Drei Hauptziele sind abgesteckt: Die Verbesserung der Verkehrsbedingungen in Ostsibirien, die Bildung eines neuen Industriegürtels entlang der Eisenbahn und die Schaffung einer großen Exportbasis. Zehn Milliarden Rubel verschlang der Bau der Eisenbahn. Experten rechnen damit, daß der Weg ins 21. Jahrhundert drei- bis viermal soviel Geld kosten wird. Da sei die Frage gestattet: Lohnt sich das überhaupt?

In langjähriger Arbeit haben Wissenschaftler den volkswirtschaftlichen Nutzeffekt ermittelt. Die Erschließung Sibiriens zahlt sich aus. Zwar kostet beispielsweise die Niederbringung eines Bohrlochs dreimal soviel wie in Europa. Doch dafür liegt die Tagesleistung dann auch bei durchschnittlich 150 Tonnen. In Europa sind es lediglich 20 bis 30. Und die Lagerstätten sind um soviel größer. Und die Qualität der Rohstoffe ist um soviel besser. Doch das Programm der wirtschaftlichen Erschließung der BAM-Zone schafft auch Voraussetzungen für die weitere Entwick-



Bilder von der BAM, das ist die Wirklichkeit von heute. Kohlenzüge auf jungfräulichem Gleis. Und das ist Pjotr Tschernikow, der hochwertige Kokskohle im Tagebau erntet. Eine Lebensaufgabe. Und das ist ein hoher Blick hinunter auf Tynda. Zur Zeit leben dort 60000 Menschen, um die Jahrhundertwende 200 000.



lung der außenwirtschaftlichen Beziehungen der Sowjetunion. Mit der neuen Bahnlinie, die durchschnittlich 500 Kilometer nördlich der Transsib verläuft, kann die Durchlaßfähigkeit der Containerbrücke Südostasien–Europa wesentlich vergrößert, der Weg zwischen den Kontinenten wesentlich verkleinert werden. Die jetzt übliche Seeroute Japan–Europa durch den Suezkanal beträgt 17 000 Kilometer. Die BAM läßt ihn auf 10 500 schrumpfen. Der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist eine Gerade. Hervorragende Perspektiven für eilige Güter. Sibirien ist – auch so gesehen – ein Land der Zukunft.

Das Schlüsselwort der nächsten Jahrzehnte heißt für Sibirien Territoriale Industriekomplexe. Sechs sollen entstehen. Als ich vor drei Jahren einen davon, den Territorialen Industriekomplex Nerjungri in Südjakutien, besuchte, sagte mir Igor Rosanow, Chefingenieur der BAM: „Als der XXV. Parteitag der KPdSU den Bau des Kohlegiganten Nerjungri beschloß, ahnten wir dunkel etwas von den Dimensionen des Unternehmens. Stets war ich überzeugt, daß man jede beliebige Sache messen und berechnen, alles auf eine Formel bringen kann. Doch die Formel für Nerjungri mußte erst gefunden werden. Eine erstaunliche Tatsache, daß wir uns alle erst an den Charakter und die Größe der vor uns liegenden Aufgaben gewöhnen mußten. Die Idee eines Territorialen Industriekomplexes, anders gesagt, die harmonische Entwicklung eines gesamten Gebietes, ist theoretisch nicht neu. Professor Kolossowski hat sie bereits Ende der 30er Jahre entwickelt. Aber von der Theorie zur Praxis ist manchmal ein großer Schritt. Früher haben wir ein Werk an ein Rohstoffvorhaben gebaut, und dann war Schluß. In Nerjungri nun greift ein Rad ins andere. Werke entstehen, die einander bedingen oder sich ergänzen, eine Stadt wächst mit Straßen, Eisenbahnen und Versorgungslinien, ein pulsierendes Ganzes entsteht zum Nutzen der Volkswirtschaft, im Interesse der Menschen ...“

Ostsibirien, von der BAM zum Leben erweckt, reckt seine Glieder. Die Musik ist komponiert, der Marsch der Produktionskräfte in Südjakutien und im Fernen Osten, auf den Kupferfeldern von Udokan und in den riesigen Waldgebieten der Taiga kann beginnen.

★

Als das erste Mal in der Geschichte der Weltraumfahrt zwei sowjetische Raumschiffe miteinander koppelten, es war im Januar 1969, bekam Wladimir Schatalow, der Kommandant von Sojus 4, den Code-Namen „Amur“. Boris Wolynow, der Kommandant von Sojus 5, wurde „Baikal“ gerufen. Beide Kosmonauten hatten vor der Kopplung miteinander gescherzt. Es wird wohl nicht klappen, meinten sie, denn es wäre ja ein Wunder der Natur. Nie kann der Amur in den Baikal fließen.

Die Kopplung klappte. Allein das Wunder der Natur blieb aus. Menschen haben es vollbracht. Der Baikal-See ist durch die BAM auf ewig mit dem Amur verbunden.

● Wörtlich

Die heutige US-Administration verfährt zynisch. Erstens denkt sie unverhohlen ihren Verbündeten die Rolle nuklearer Geiseln zu, und zweitens betrügt sie auch die Amerikaner, indem sie ihnen suggeriert, daß sie angeblich unter dem Weltraumschirm im Falle eines Kernwaffenkrieges und eines „Sternenkrieges" am Leben bleiben können.

Kosmonaut Georgi Beregowoi

In fünf Varianten werden für die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1985 in Moskau 650000 Plaketten mit der traditionellen Festivalblume (siehe obige Abbildung) hergestellt. Darüber hinaus werden in millionenfacher Stückzahl populäre sowjetische Souvenirplaketten angeboten.

● Kurz berichtet

Für sowjetische Melioratoren mit über zehnjähriger Praxis wird vom Obersten Sowjet künftig ein Ehrentitel und eine Medaille für herausragende praktische oder theoretische Leistungen auf diesem Gebiet verliehen.

Rund 20 Erfindungen täglich und 3600 Erfindungen insgesamt wurden in der ČSSR allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres registriert. Die Zahl der Neuerervorschläge stieg in diesem Zeitraum gegenüber 1983 um 8 Prozent.

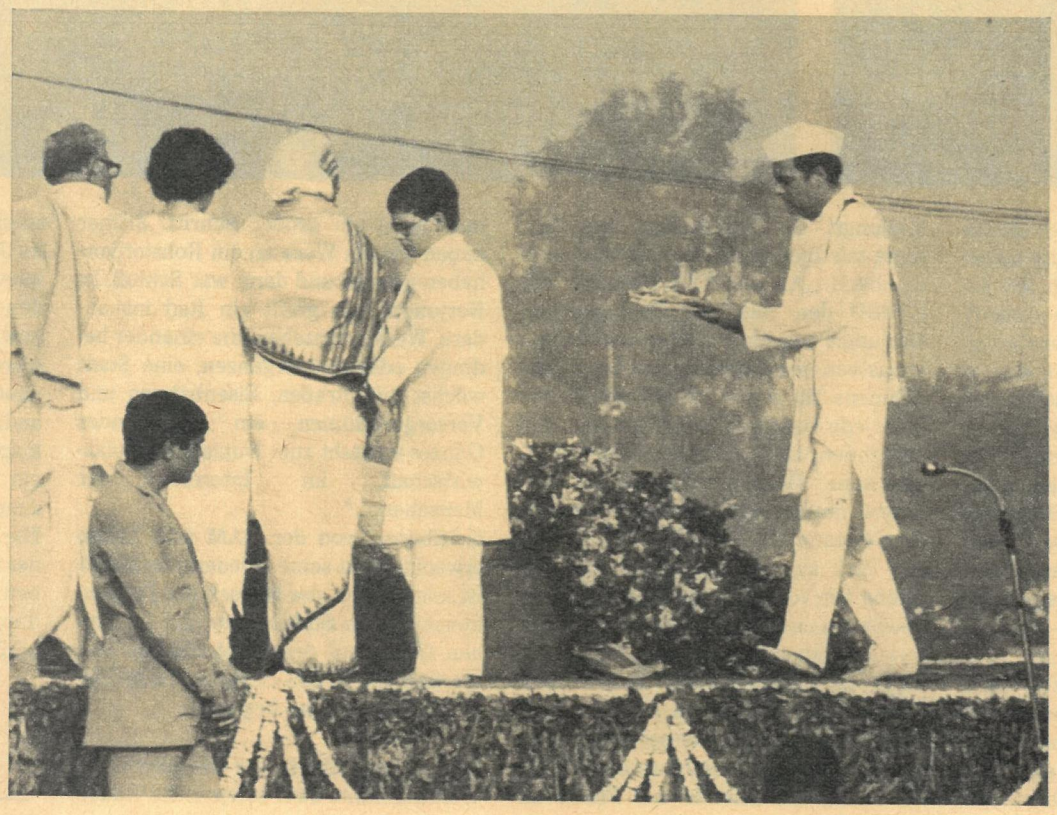
Vor kurzem entdeckten Budapester Archäologen im Stadtteil Buda eine bislang unbekannte Stalaktiten-Höhle. Ihre Ausdehnung beträgt eineinhalb Kilometer, die Höhe 20 bis 30 Meter, die Breite bis zu 15 Metern. In einem Teil der neuen Höhle werden Patienten mit Erkrankungen der Atmungsorgane therapeutisch behandelt, ein anderer Teil ist Touristen zugänglich. So viele Berghöhlen wie in Budapest gibt es in keiner anderen Hauptstadt der Welt.

● Gelesen

Eine atomare Katastrophe sieht die Mehrheit der jüngsten und meistgebildeten US-Amerikaner (21 Prozent der Bevölkerung) als durchaus real an und fordert dringend Maßnahmen dagegen. Sie verlangt eine US-Initiative zur Abrüstung amerikanischer Kernwaffen.

Aus „Foreign Affairs", USA

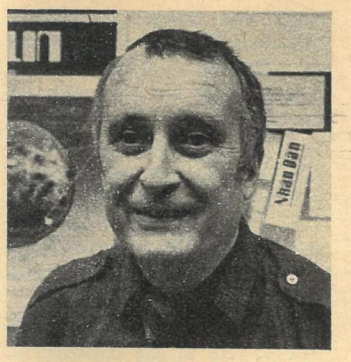
Abschied am Jamuna-Fluß



Diese Bilder werden den Tag überdauern. Sie werden an den letzten Weg einer Frau erinnern, die mit Klugheit, Mut und Leidenschaft ihrem Volk diente, indem sie viele Jahre lang an der Spitze ihres Landes für die nationale Unabhängigkeit und Entwicklung Indiens sowie für die Sicherung des Weltfriedens Herausragendes leistete. Und so wurde Indira Gandhi von den Hunderttausenden verstanden, die dem Zug durch die Straßen Delhis folgten, die den Weg säumten und für die der Ruf „Indira-Zindabad" – „Indira wird ewig leben" auch die Bekundung ihres Willens war: Getreu den Idealen der so heimtückisch Ermordeten für die Wahrung der Einheit und für den Fortschritt ihrer Heimat zu wirken. Doch Indira Gandhi, das zeigte dieser bewegende Abschied, war nicht nur die Führerin des 700-Millionen-Volkes, das vom Himalaja bis ans Ufer des Indischen Ozeans um sie trauerte. Sie war auch eine der herausragendsten Persönlichkeiten unserer Zeit im Ringen um Frieden, Abrüstung und Völkerverständigung. Ihr Engagement als Vorsitzende der Bewegung nichtpaktgebundener Staaten hat untilgbare Spuren hinterlassen. Und so erhoben sich, als am Jamuna-Fluß der dreifache Salut und ein Trompetensignal ertönten, die Abgesandten von 104 Staaten der Erde von ihren Plätzen. Unter ihnen die Repräsentanten der sozialistischen Länder, so Volkskammerpräsident Horst Sindermann und der sowjetische Ministerpräsident Nikolai Tichonow. Trotz unterschiedlicher gesellschaftlicher Ordnungen war die Außenpolitik Indiens von herzlicher Freundschaft und fruchtbarer Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten geprägt. Diese traditionelle Politik der Zusammenarbeit, des Friedens, der Entspannung und der Nichtpaktgebundenheit fortzusetzen, erklärte der neue indische Premier Rajiv Gandhi.

Ina Stritzke

Fotos: ADN-Busch, AP



Dialog mit der Datenbank

Auskünfte für FREIE WELT zur kürzlich eröffneten Daten-Fernverbindung Moskau/Berlin gab Hans Och, Direktor des Zentralinstituts für Information und Dokumentation der DDR.

Gelegentlich hört man, daß die Informationsflut kaum mehr zu bewältigen sei. Wie sehen Sie das?

Weltweit werden Jahr für Jahr sechs bis acht Millionen wissenschaftliche Arbeiten verfaßt, erscheinen – allein auf den Gebieten von Naturwissenschaft und Technik – rund 30 000 Fachzeitschriften. Es werden 800 000 Patente angemeldet, Hunderttausende von Forschungsarbeiten und Dissertationen publiziert. Aufgabe des Informationswesens ist es, diesen Weltfonds an Wissen all denen zu erschließen, die davon Gebrauch machen müssen – in erster Linie Forschungs- und Entwicklungskollektiven der Kombinate sowie Akademie- und Hochschulinstituten der Republik.

Was ist Ihr Sesam-öffne-dich zu diesem „Wissensberg"?

Durch nunmehr drei Jahrzehnte schufen sich die RGW-Partner in ihren Ländern nationale Einrichtungen der Information und Dokumentation, die sich seither als äußerst effektiv erweisen. Gestützt auf sie wurde – beginnend mit den 70er Jahren – in Moskau das gemeinsame Internationale Zentrum für wissenschaftlich-technische Information (IZWTI) aufgebaut. In seiner Datenbank sind aus den beteiligten Ländern bereits mehr als 200 000 Berichte zu Forschungs- und Entwicklungsarbeiten gespeichert und abrufbar. Jährlich kommen rund 35 000 neue hinzu.

Seit kurzem stehen Sie im direkten Dialog mit der Moskauer Datenbank. Welche Vorteile bringt die neue Fernverbindung über den „kurzen Draht"?

Der „kurze Draht" ist vor allem ein „schneller Draht"! Voriges Jahr beispielsweise haben wir für etwa fünfzig Kombinate und Institute der DDR Recherchen in Moskauer Datenbanken ausgeführt – insgesamt einige hundert Aufträge. Nach konventioneller Weise brauchen wir dafür – von der Anfrage des Klienten bis zur Antwort an ihn – 44 bis 49 Tage, und mit der genannten Anzahl von Recherchen waren unsere Möglichkeiten nahezu vollständig ausgeschöpft. Im Dialogverfahren mittels Daten-Fernübertragung verkürzt sich die Zeit auf 12 bis 14 Tage. Ergebnis: Wenigstens ein Monat Zeitgewinn! Hinzu kommt, daß es der Dialog ermöglicht, die Fragen während der Verbindung weiter zu präzisieren, um zu noch aussagefähigeren Antworten zu gelangen. Überdies werden wir nun in der Lage sein, jährlich einige tausend Recherchen zu realisieren.

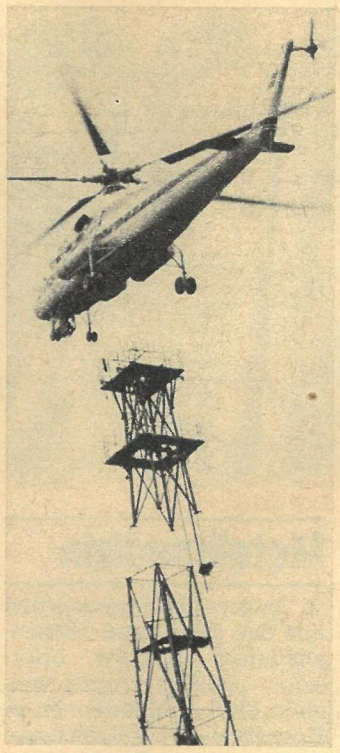
Worin bestand der erste Dialog zwischen dem Berliner EDV-Terminal und der Moskauer Datenbank?

Die Anfragen bezogen sich auf drei Forschungsprobleme. Dabei ging es um rechnergestützte Projektierung, Korrosionsschutz im Unterwasserbereich von Schiffen sowie um Fehlersuche in Energieversorgungsnetzen. Bei letzterem beispielsweise steht, wenn die Forschungsaufgabe zielgerecht verwirklicht wird, eine mögliche Einsparung von 66 Millionen Mark in Aussicht. Zu diesen drei Recherchen übermittelte uns die Datenbank – der ROBOTRON-Computer ES 1055 – bis zu zwei Dutzend Hinweise auf Quellen, die für die Thematik von Interesse sind.

Der Start war vielversprechend. Wie geht es weiter?

Im Moment haben wir einmal wöchentlich Programmzeiten, und gewiß werden wir in naher Zukunft zu täglichen Dialogen mit der Datenbank des IZWTI kommen. Noch vorm Jahresende wird die Fernübertragung zur Datenbank des Allunionsinstituts der wissenschaftlich-technischen Information (VINITI) – also: zum zentralen Informationssystem der UdSSR – aufgenommen und der Daten-Ferndialog beginnen. Was das bedeutet, ist zum Beispiel daran erkennbar, daß die Datenbank des VINITI unter anderem jährlich rund 1,5 Millionen Publikationen aus Fachzeitschriften von 135 Ländern und in 66 Sprachen mit Themenangaben und Quellennachweisen speichert.

Interview: Helmuth Pelzer

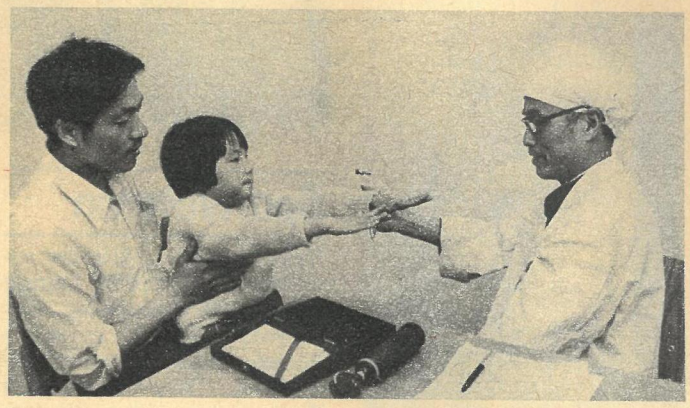


Turmabbau

Korrektur der Moskauer Silhouette: Der seit 1967 funktionslose 122 Meter hohe Fernsehturm im Stadtteil Schabolowsk wird Stück für Stück von einem MI-1OK abgetragen. Die Demontage aus der Luft ersparte den Moskauern tagelange Absperrungen.

Kinderpsyche

Nanjing, die Zweimillionenstadt am Changjiang-Fluß, wurde als Standort des ersten chinesischen Forschungszentrums für Kinderpsychologie ausgewählt. Eng verknüpft mit seinem wissenschaftlichen Auftrag löst es auch praktisch-therapeutische Aufgaben.

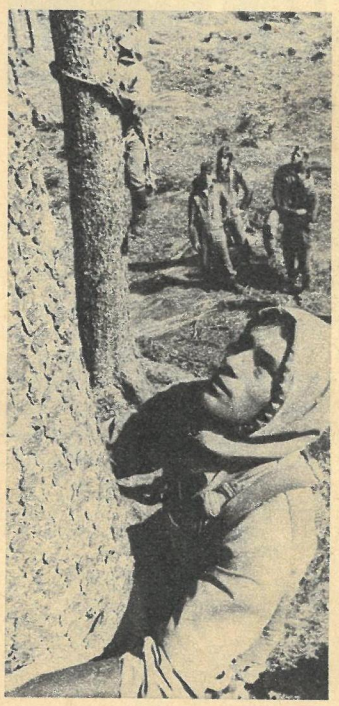


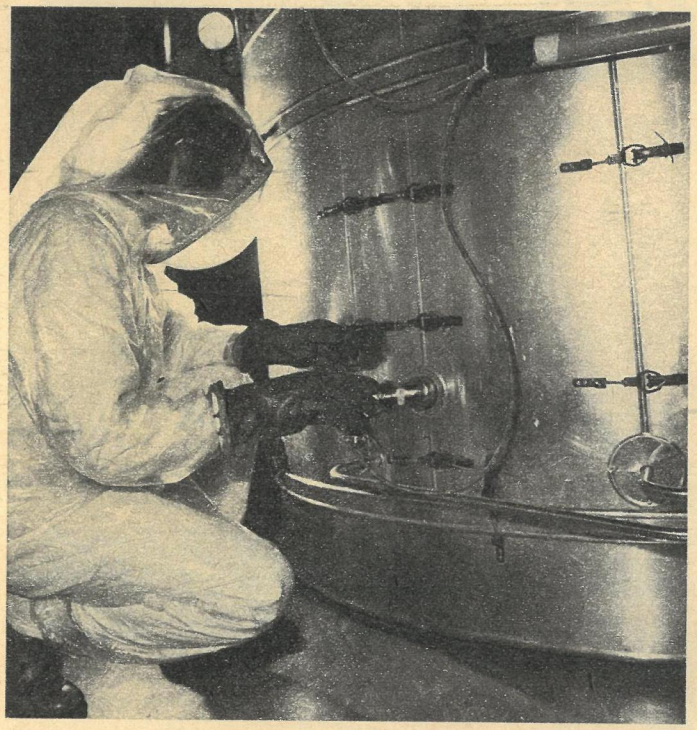
Atomkraft

Kontinuierlich und zuverlässig, bei ständigen Sicherheitsinspektionen, arbeitet seit Inbetriebnahme im Dezember 1982 das erste ungarische Atomkraftwerk in Paks an der Donau. 1983 lieferte es rund 10 Prozent der Elektroenergie Ungarns. Dem ersten 440-MW-Block werden drei weitere folgen.

Waldschule

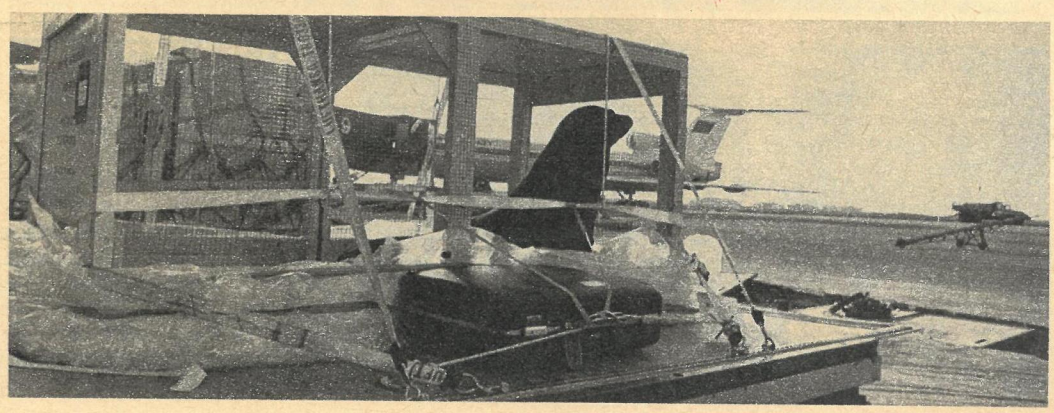
Ein Waldarbeiter muß nicht nur mit der Axt einen Baum bezwingen können, sondern auch mit einem Strick. Bäumeklettern gehört ebenso zum Lehrprogramm der „Waldschüler" aus dem südböhmischen Vimperk wie das Zapfensammeln oder das Studium der Tier- und Pflanzenwelt.





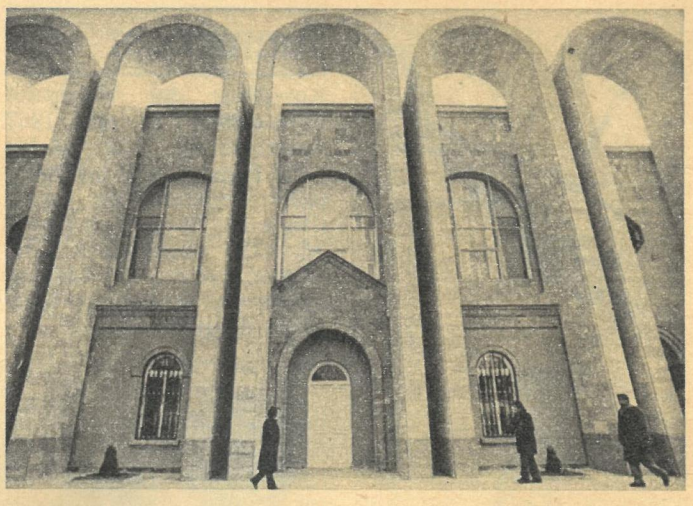
Kofferlöwe

Wohlbehalten landete Mister Domino, ein Seelöwe aus Kalifornien, nach seiner Flugreise non-stop von der Ostküste der USA in Moskau-Scheremetjewo. Als er die unumgängliche Quarantäne absolviert hatte, zog er zu seinen Artgenossen und fühlt sich in ihrer Mitte im Moskauer Zoo bereits recht wohl.



Musikdom

Dem berühmten Komponisten Aram Chatschaturjan (1903–1978) ist dieses neue Jerewaner Museum gewidmet. In zehn Sälen erinnern Dokumente und Exponate an das Leben des Meisters der Tonkunst. In der Phonothek und im Konzertsaal erklingen seine Werke.



Sportveteran

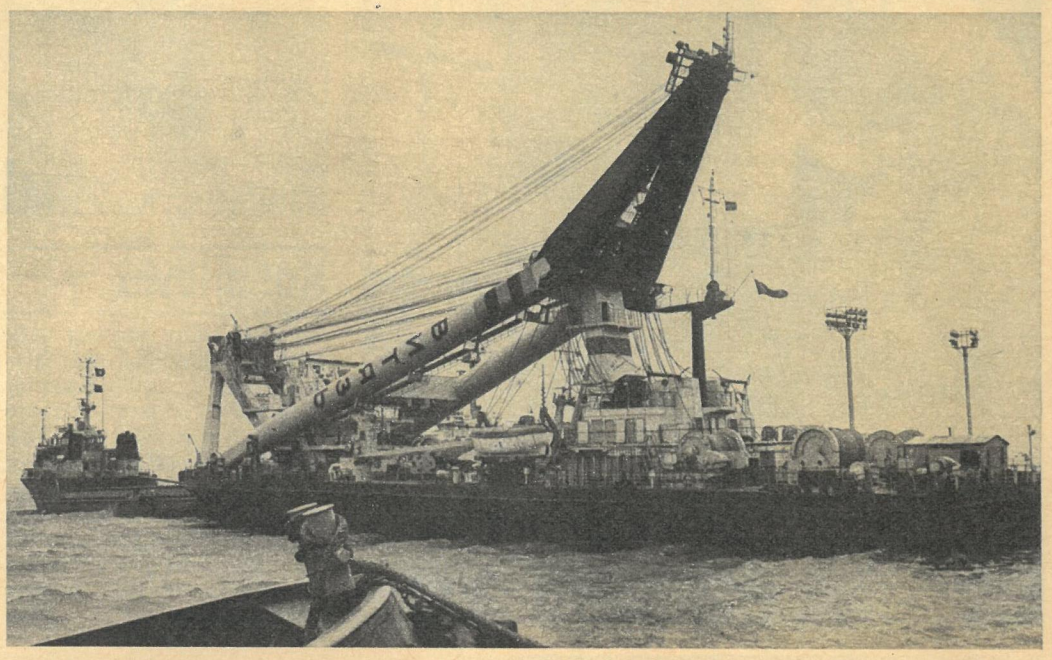
Kristan Schulz, ältester sowjetischer Sportler, beging seinen 100. Geburtstag. Der Swerdlowsker, der einer lettischen Bauernfamilie entstammt, war mehrfach Weltmeister im Ringen, erstmals 1923. Zu jener Zeit prangte sein Name auf Sportplakaten ganz Europas.

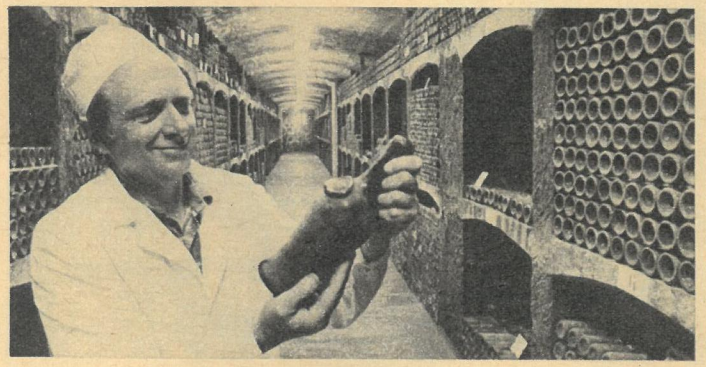
Metallmedizin

In enger Zusammenarbeit mit der Berg- und Hüttenakademie Kraków erforschen polnische Ärzte, welchen Einfluß Metallionen in Körperzellen auf Krebserreger ausüben. Dank neuer Ionogramme läßt sich der Gehalt an Spurenelementen in den Zellen feststellen.

Ölrecke

Half bei der Montage der ersten Bohrplattform vor der Küste Vietnams: 1600-t-Schwimmkran „Witjas“ (Recke) aus der UdSSR. VIETSOVPETRO, das vietnamesisch-sowjetische Erdöl-Erdgasunternehmen, plant, 1985 im Raum Vung Tau mit der Förderung der Bodenschätze zu beginnen.





Kellerschätze

Juri Jegorow von der Vereinigung Massandra auf der Krim, weltbekannt durch ihre Qualitätsweine, hält in der Weinkellerei von Jalta einen Madeira, Jahrgang 1900, in der Hand. Hier lagern rund eine Million Flaschen besten Weines aus aller Welt. Ältestes Stück: ein Xereswein von 1775.

Held im Lied – Held im Leben

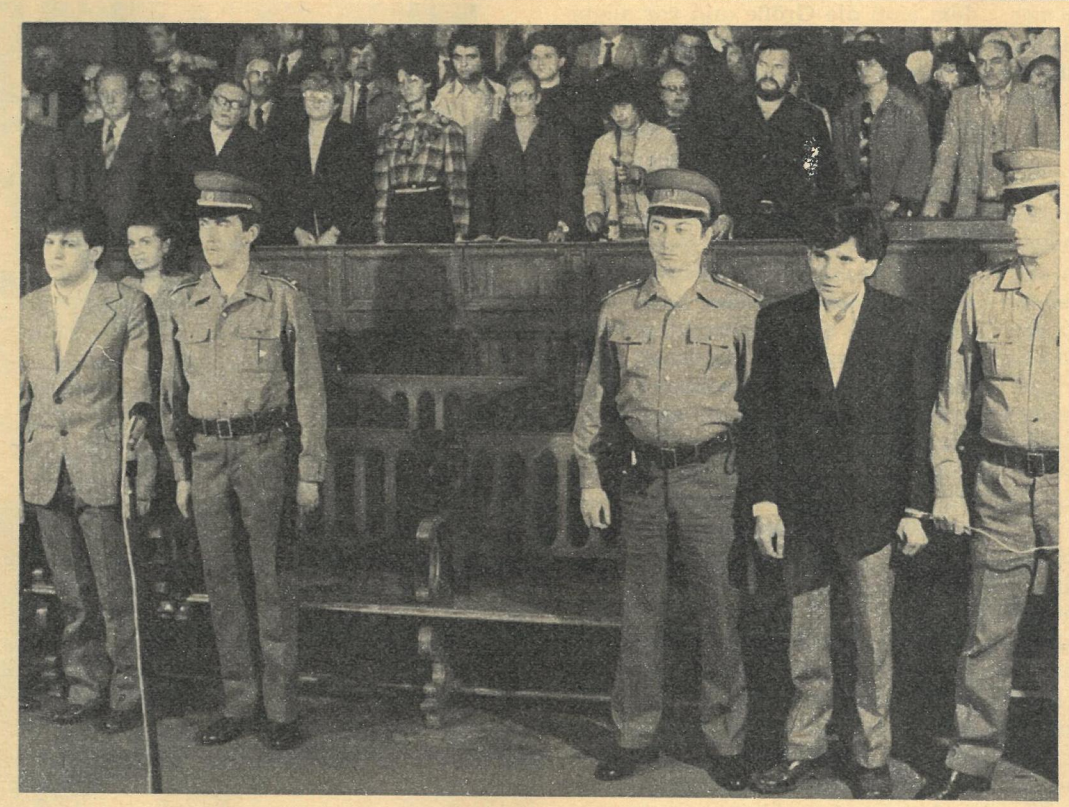
„Tau senkt sich aufs Gras der Wiesen,/Nebel wallen durch die Weiten,/wölfisch will der Feinde Rudel/nachts den Grenzfluß überschreiten“ – Worte eines Liedes aus kampfschweren Tagen: das Lied von den drei Panzersoldaten. Es ist jung geblieben bis heute, bewahrt im Herzen der Alten – und nach wie vor schwungvoll gesungen von jedem Tankisten. Hochsommer ’38, fernöstliche Erde zwischen Amur und Chassan-See, verteidigt gegen japanische Interventen. „Und das Lied, es bürgt dafür: Feuersturm schlug auf die Feinde./Diese drei in ihrem Panzer/war’n Tankisten, feste Freunde.“ Wie viele Lieder sowjetischer Dichter und Komponisten fußt auch dieses auf einer wirklichen Begebenheit: Unmittelbar vor dem drohenden Angriff hatte der Panzerkommandant Wassili Agarkow die Bitte geäußert, mit seinem Tank die Eindringlinge abzuwehren. Ihm schlossen sich der Panzerfahrer Shitnew und der Richtschütze Rumjanzew an. Tapfer schlugen sie sich im Kampf. Nachdem die Heimaterde siegreich verteidigt worden war, kehrten die drei nach Hause zurück. Der Lyriker Boris Laskin, von der Geschichte inspiriert, schrieb über die heldenhaften Tankisten ein Gedicht, die Brüder Pokrass vertonten es für den Film „Traktoristen“. Und über die Kinoleinwand kam das Lied in alle Munde. Wie lebendig es geblieben ist, erlebte der Kriegs- und Arbeiterveteran Agarkow stets von neuem – gleichfalls vor kurzem wieder, als er Offiziersschüler einer Hochschule der Panzertruppen besuchte. Umringt von den Jungen, stimmte Wassili das Lied an, und augenblicklich stimmten alle ein. Der Front- und Kampferfahrene erzählte ihnen, wie der Krieg ihn 1941 erneut aus friedlicher Arbeit riß – Agarkow war Eisenbahner –, wie er als Infanterist bei Moskau und als Politstellvertreter bei den Luftlandetruppen kämpfte, bis er wieder zu den Panzern kam. Frühsommer ’43, die 3. Gardepanzerarmee forcierte die Weichsel. Mit den ersten setzte Agarkow auf einem Ponton über den Strom; sie bildeten einen Brückenkopf, hielten ihn verbissen. Schwer verwundet wurde Agarkow von seinen Kampfgefährten geborgen und zum jenseitigen Ufer gebracht. Der Held des Liedes – ein Held im Leben. Daheim in Orenburg kennt ihn jeder: Wassili, den Panzerkommandanten!

Heiner Heinze

Trendwende: Baby-Hoch!

„Kinder sind ein großes Glück im Leben," sagte Alexander Herzen, prominenter Fürsprecher für Kinderwunsch und reichen Kindersegen. Von der Geburtenfreudigkeit hängt ab, ob ein Volk fürderhin wächst oder abnimmt. Wie man weiß, reiht sich die Bevölkerung der UdSSR – nach China und Indien – zahlenmäßig auf Platz drei in der Welt ein (1983: über 276 Millionen Einwohner). Bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von derzeit knapp einem Prozent ist gewiß, daß der dreihundertmillionste Bürger noch ein Kind des 20. Jahrhunderts sein wird. Allerdings mußten die Demographie-Experten auch in der UdSSR durch Jahre einen abschwingenden Geburtentrend beobachten (1980: etwa 18,5 Neugeborene auf 1000 Einwohner). Voriges Jahr jedoch hat sich diese Tendenz erstmals umgekehrt und deutet mit rund 5,5 Millionen Neugeborenen (Zuwachs auf mehr als 20:1000) somit einen neuen Aufschwung an. Traditionell sind in den Unionsrepubliken zwischen Kaukasus und Pamir die Familien reich an Kindern. Erfreulich ist es daher, daß sich die Trendwende vor allem jetzt in Sibirien und dem Fernen Osten bemerkbar macht. Im europäischen Teil des Landes zeichnen sich die Gebiete Kostroma, Kalinin, Kaluga, Iwanowo als Babyzuwachs-Spitzenreiter aus. Momentan beträgt die durchschnittliche Größe der sowjetischen Familie 3,5 Personen, was zeigt, daß Familien mit einem Kind oder zwei Kindern vorherrschend sind. Dabei spielen vielfältige Faktoren eine Rolle. Schon seit längerem wird daher landesweit die Drei-Kinder-Familie als Ideal angesehen und die Kinderfreudigkeit junger Eheleute von der Gesellschaft denkbar gefördert. Wirksame Impulse, mit nunmehr bereits erkennbarem Effekt, gaben unbestritten die 1981 beschlossenen „Maßnahmen zur verstärkten Staatshilfe für Familien mit Kindern", die – territorial und zeitlich abgestuft – schrittweise verwirklicht werden. All das verspricht nicht nur einen zeitweiligen Baby-Boom, sondern ein anhaltendes, neues Geburtenhoch. Zumal ja obendrein noch immer gilt, was schon Plautus, der alte Römer, wußte: Das Kinderzeugen ist ein lustiges Geschäft.

Boris Pankow



Sühne für die „Madonna"

Das vorerst letzte Kapitel im größten Kunstraub des Jahrhunderts, dem im November 1983 im Budapester „Museum der Schönen Künste" sieben der wertvollsten Gemälde, darunter Raffaels weltberühmte „Esterházy-Madonna", zum Opfer fielen, fand jetzt seinen Abschluß. Die höchste Instanz des Landes sprach für zwei der ungarischen Komplicen harte Strafen aus. Joszef Raffai (22), ehemaliger Gemüsehändler, erhielt sieben Jahre Freiheitsentzug, der bereits vorbestrafte Gusztaf Kovács (28) zwölf Jahre Haft. Das Verfahren gegen die noch minderjährige Katalin Jónás, die als Lockvogel diente und später Hinweise zur Ergreifung ihrer Mittäter gab, ist abgetrennt worden. Zu gleicher Zeit verurteilte ein römisches Gericht die fünf am Bilderraub beteiligten italienischen Bandenmitglieder Scianti, Iori, Morini, Palmese und Incenti zu mehrjährigen Freiheitsstrafen. Vor den italienischen Ermittlungsbehörden hatte Morini, genannt Ciro, zuvor ausgesagt, daß einer der Auftraggeber für den Bilderraub der griechische Öl-

industrielle Efthimios Moskoklaides wäre. Später hatte eine' Athener Nachrichtenagentur die Verhaftung Moskoklaides' gemeldet, der jedoch bestritt jede Mittäterschaft, obwohl sich die Indizien gegen ihn verdichteten. Inwieweit weitere Spuren zu den eigentlichen Drahtziehern des Verbrechens an den einzigartigen Schätzen der Weltkultur aufgedeckt werden konnten, ist noch nicht bekannt. Unter dem Titel „Der Jüngling und das Dollarding" berichtete FREIE WELT in Heft 12/84 über Hintergründe, Mittelsmänner und Motive eines international gesteuerten Gangsterclans, der mit gestohlenen Kunstschätzen aus sozialistischen Ländern ein besonders lukratives Geschäft zu machen trachtete. Doch dank einer sofort einsetzenden internationalen Fahndung konnten sechs der geraubten Gemälde zwei Monate nach der Tat, verheerend beschädigt, in Griechenland aufgespürt werden. Raffaels „Bildnis eines jungen Mannes" entdeckte die Polizei nahe Budapest. Kovács und Raffai hatten es – als Pfand für die ihnen versprochenen 10 000 Dollar – in der Erde vergraben. Es wird noch einige Zeit dauern, bis alle sieben Gemälde an ihren ursprünglichen Platz in der „Galerie Alter Meister" zurückkehren können, denn die Experten müssen bei ihrer behutsamen Restaurierung nicht wenige Schwierigkeiten meistern. Die ungarische Öffentlichkeit indes verfolgt die Wiederherstellung der nationalen Kunstschätze, die zur Zeit noch in klimatisierten Depots aufbewahrt werden, mit unvermindert großem Interesse. *Ursula Weil*

● Erfahrenes

Der Preis der Wahrheit? – Eine errungene, durch persönliches Schicksal erkämpfte, ist sehr teuer. Für manchen ist's bequemer, eine fremde, sozusagen kostenlose, zu benutzen. Blättern, ohne zu lesen, leben, ohne nachzudenken, das macht ärmer.

Daniil Granin
vor Lesern in Berlin

● Splitter

Auf großem Fuß (Schuhgröße 57) lebt der 24jährige ASK-Sportler Alexander Sisonenko aus Kuibyschew. Mit seiner Körperhöhe (2,40 m) ist er der größte Basketballer des Landes.

Eine große Oper für kleine Leute schrieben Kinder der Jerewaner Kunstschule nach dem Märchen „Versammlung der Mäuse". Die Musik schuf der 12jährige Aikanusch Keropjan.

Weinbergschnecken, eine Delikatesse auf französischen Tischen, kommen nunmehr auch aus dem nordböhmischen Přišovice. Die Geflügelzüchter lieferten allein im Vorjahr 300 Tonnen.

● Am Rande

Das Ballspiel zu Pferde – Polo –, wie Golf oder Hokkey als „urenglische" Sportart angesehen (nach 1908 sogar viermal olympische Disziplin) ist mitnichten auf „englischem Rasen" entstanden. Von Tibet und

China war das beliebte Reiterballspiel westwärts gewandert. In allen UdSSR-Gebieten Mittelasiens ist Tschowagan bis heute Volkssport – wie bei uns „König Fußball". Kein Wunder, wächst dort doch jeder wackere Junge auf dem Rükken der Pferde zum Mann. Macht ein Spieler beim Tschowagan gehörig Druck auf, läßt sich dieser sogar präzise messen: Schlagkraft plus ein PS (0,735 kW).

Redaktion: H. Goldschmidt/ V. Hempel; Fotos: D. Christel; ZB/ MTI (3), ČTK, Xinhua; TASS/ K. Dudtschenko, A. Grachow, B. Korsin, P. Nossow, A. Poddubny (2); INTERPRESS; Repro (1) Vignette: D. Schüler

FREIE WELT: Die erste Frage an das Mitglied der offiziellen DDR-Delegation zu den Kulturtagen gestellt: Wie war's? Welche Eindrücke nehmen Sie mit nach Hause?

Hermann Kant: Ich sortiere meistens das, was mir passiert ist, nach der Rückkehr, so daß es mir noch schwerfällt, die Dinge nach Haupt- und Nebeneindrücken zu ordnen. Aber der Generaleindruck ist der einer sehr offenen Haltung demgegenüber, was wir hierher mitgebracht haben, im Austausch gegen das, was wir bei anderen Anlässen von unseren sowjetischen Freunden bekommen haben und bekommen werden.
Ich habe den Eindruck, als ob die Sache freier wäre von jeglicher Routine oder Protokollbemühung, sondern wirklich aus dem Herzen kommt und einem neuen, entwickelteren Stand unserer Beziehungen entspricht. Das sind nicht mehr Begegnungen mit Leuten, die sich erst kennenlernen müssen, sondern Begegnungen auf einem schon längeren Wege. Was weitere Eindrücke angeht: Wir waren ja nicht nur in Moskau an verschiedenen Plätzen, sondern auch in Taschkent und Samarkand. Da wird mir sicher kein Moskauer verübeln, wenn ich sage, schon wegen der Erstmaligkeit der Begegnung waren für mich letztere Orte aufregender. Hier gibt es Dinge einer uns sehr entlegenen Kultur, die sich mischen mit einer sehr gegenwärtigen Kultur. Man konnte dort Zeugnisse einer Kunst sehen, die eben doch von sehr weit herkommt und im übrigen von sowjetischen Restauratoren glänzend wiederhergestellt wird. Was dort in der Usbekischen SSR getan wird, um alte religiöse Kulturstätten zu restaurieren, ist enorm. Ich wage gar nicht, den finanziellen und Arbeitsaufwand zu überschlagen – er muß außerordentlich sein.
Wenn man mich nach dem schönsten Eindruck fragen wollte: Das Schönste ist diese Art von Publikum, das sich so ganz unverstellt und ohne snobistisch zu sein, einer Sache hingibt, dem man ansieht, wenn es sich freut und auch, wenn es sich langweilt.

FREIE WELT: Die DDR war zu den Kulturtagen mit einem Aufgebot namhafter Künstler und Schriftsteller vertreten, wie es vordem noch nie der Fall war...

Hermann Kant: ...was ganz zweifellos mit dem 35. Jahr der Republik und dem ja auch nicht mehr fernen 40. Jahrestag der Befreiung zu tun hat. Das sind ja nun zweifellos zwei Daten, die uns, wenn auch auf äußerst verschiedene Weise, selbstverständlich gleich berühren. Daß die Entstehung einer sozialistischen deutschen Republik zu tun hat mit der Befreiung durch ein sozialistisches Land, ist wohl klar. Und daß man dem entsprach, indem man die Größe und vor allem die Güte des Kulturangebots bemaß, das versteht sich ja wohl.

FREIE WELT: In Ihrer kurzen Ansprache im Haus der Schriftsteller in Moskau haben Sie das Verhältnis des Schriftstellerverbandes der DDR zum sowjetischen Schriftstellerverband mit einer Bemerkung Georgi Markows gegenüber Ihnen charakterisiert, die er machte, als Sie sein Arbeitszimmer betraten: „Wo waren wir stehengeblieben?" Gemeint war dies im Sinne eines steten Dialogs. Sie haben im gleichen Zusammenhang davon gesprochen, daß man von einem Wunder zur Normalität übergegangen sei. Welche Gestalt haben die Beziehungen heute angenommen?

Hermann Kant: Eine solche Gestalt, daß sich die eben zitierten Vokabeln absolut rechtfertigen. Wir sind Leute, die ohne Grundsatzerklärung auskommen – die haben wir einmal füreinander abgegeben und versuchen jetzt, gemeinsame Arbeit zu machen. Ich will nur daran erinnern, daß wir zum Beispiel eine Reihe gemeinsamer Aktivitäten auf den verschiedenen europäischen Friedenstreffen hatten. Wir hatten es nicht nötig, uns abzustimmen und irgendwelche Verabredungen zu treffen. Die Verabredung ist seit langem da. Und die Kooperation ist außerdem da. Der Zustand, in dem wir uns befinden, ist eben der der schönen Normalität. Man kommt ungefähr so auf die Beratung wie andere Leute auf die Baustelle.

FREIE WELT: Je höher sich etwas entwickelt, desto mehr weitet sich der Horizont. Wie sieht heute einer wie Sie die Sowjetunion, der in 35 Jahren mit der DDR gewachsen ist?

Hermann Kant: Ich nehme solche Fragen immer ganz persönlich, weil das die beste Art ist, hinter etwas zu kommen. Ich bin das erste Mal 1956 durch Moskau gekommen, habe hier auf Hin- und Rückreise eine Nacht verbracht. Da hatte ich in der VR China eine DDR-Buchausstellung eingerichtet und bin noch in diesen IL-14-Kurzstrecken-Etappen in drei Tagen jeweils hin- und hergereist. Und obwohl ich damals inzwischen ein aufgeklärter Mensch war und schon länger auf der richtigen Seite stand, fühlte ich mich sehr in einem fremden Lande. Inzwischen ist es so, daß ich in ein Land komme, in dem ich 'ne ganze Menge Leser habe. Und wo einem passieren kann, daß ein ansonsten völlig fremder Mensch auf die Behauptung, man heiße Hermann Kant, reagiert mit: „Ach, sind Sie etwa der?" Dies hat natürlich das persönliche Verhältnis zu diesem Land grundsätzlich verändert. Ein Netz von Lesern ist über das Land geworfen, unter denen auch ein paar

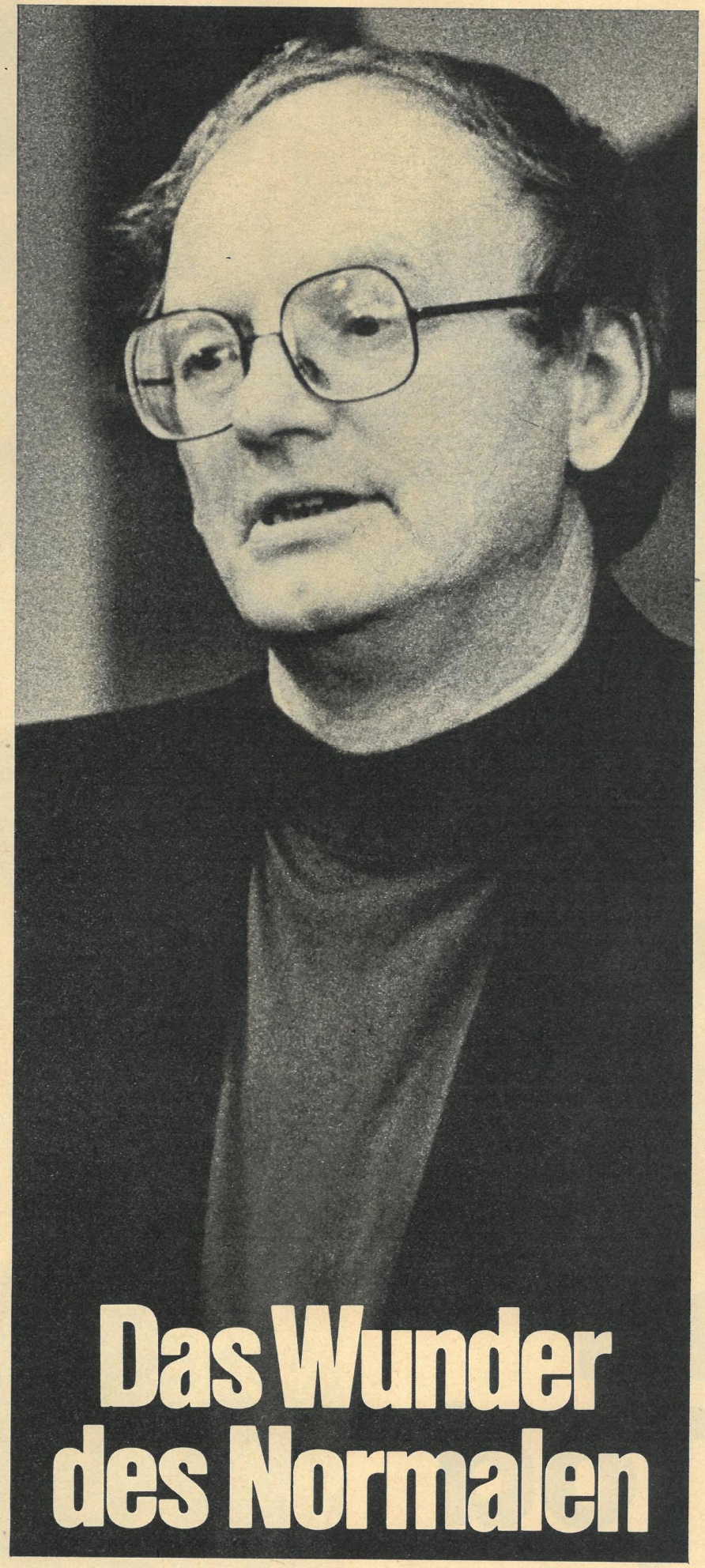
Im Moskauer Haus der Schriftsteller

sind, die das gefreut hat, was ich gemacht habe. Das ist das eine. Das andere ist mein zunehmender Eindruck, daß ein lockerer Umgang auch mit Leuten, die einen nicht kennen und uns mögen, zustandekommt. Das muß sich ja wohl auch erklären lassen, denn irgendwann muß sich aus der Behauptung, man habe eine Freundschaft, der Beweis entwickeln, man kommt in Gespräche ohne Anlauf oder gequälte Höflichkeit, man kennt sich schon ein bißchen, was ich sehr gut finde. Denn ein Schriftsteller geht ja immer von solchen Sachen aus – Kräne sind imponierend, aber Menschen sind das eigentlich Wichtige! Auch wie sie miteinander umgehen, auf einen reagieren. Wenn ich nun noch hinzusetze, daß ich inzwischen hier eine Menge Freunde

habe, dann ist dies alles eigentlich eine so normale wie furchtbar aufregende Angelegenheit, daß aus dem Moskau, welches in meiner Kindheit ein dunkles Wort war, um es milde auszudrücken, ein Ort geworden ist, an dem Freunde wohnen!

FREIE WELT: Jeder Autor, der zu recht den Anspruch erhebt, als ein solcher zu gelten, verfügt über seine Sujets, seine Sprache, seinen Stil. Es ist vorstellbar, daß Ihre sowjetischen Übersetzer da so mit eigenen Problemen zu ringen haben – die ironische Distanz, der sprech- und sprachgewaltige Ausdruck Kantscher Erzählweise dürften nicht immer auch Sache sowjetischer Leser sein. Wie kommen Ihre Arbeiten im Lande der Epik an?

Hermann Kant: Der Zufall will es, daß ich vor zwei Stunden mit einem Kenner hiesiger Literaturverhältnisse telefoniert habe, es ging da um Herausgabesachen. Der sagte mir – und andere haben es mir auch bestätigt – der eigentliche Umschlag in der Bedeutung der Arbeit, die ich mache, für die Wertschätzung sowjetischer Leser ist zweifellos erst nach „Der Aufenthalt" erfolgt. Die anderen beiden Romane und auch die Erzählungen, die da sind, sind aufgenommen worden, sagen wir mal, nicht mit besonderem Überschwang. Zwar auch nicht wie der letzte Husten, gewiß, aber überschäumender Enthusiasmus trat bemessen auf. Der Übertragungspart, der das wirklich wiedergibt, ist beim „Aufenthalt" viel größer – obwohl es von ein und derselben Übersetzerin gemacht ist. Inna Karinzewa, meine Übersetzerin, ruft jedesmal, wenn sie Neues von mir in Händen hält, verzweifelt an und klagt: „Er denkt nie an uns, die Übersetzer!" Da hat sie natürlich völlig recht, und ich werde das selbstverständlich auch nie ändern. Ich denk' ja, wenn ich schreibe, nicht mal an meine deutschen Leser – wenn ich schreibe, denk' ich ans Schreiben. Aber mir ist verständlich, daß sich für die Übersetzung bei einem Autor, der ohne Wortspiele nicht auskommt, ohne Ironie nicht, die ja auch nicht jedermanns Sache ist, da so eigene Probleme ergeben. Da gibt es auch Untertöne, die durch Übersetzung nicht geliefert werden können... Aber ich hab' Glück gehabt, denn alle sagen mir, daß das sehr gute Übersetzungen sind. Beim „Aufenthalt" kommt natürlich als wesentlich der Gegenstand hinzu, erstens der Gegenstand Krieg, der in diesem Volke – was Wunder – ein Hauptgegenstand allen Denkens ist, dann aber auch die Tatsache, daß man sich dem Gegenstand einmal von einem völlig anderen Standpunkt nähert. Dies alles hat dazu geführt, daß ich seit dem „Aufenthalt" und noch einigen anderen hier veröffentlichten publizistischen Arbeiten, die sich auf deutsch-sowjetische Verhältnisse beziehen, in einer anderen, sagen wir mal, Güteklasse, zu finden bin. Ich bin ein „ernstzunehmender" Mann geworden. Man sagte mir, es sei schon ein Kriterium, wenn man mich in der Metro liest – was natürlich froh macht.



Das Wunder des Normalen

Hermann Kant, Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR, war Mitglied der DDR-Delegation zu den „Tagen der Kultur der DDR in der UdSSR". Nach bewegten und bewegenden Tagen, angefüllt mit Begegnungen, Erlebnissen, Aktivitäten hatte unser Moskauer Korrespondent Jürgen Geitner Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

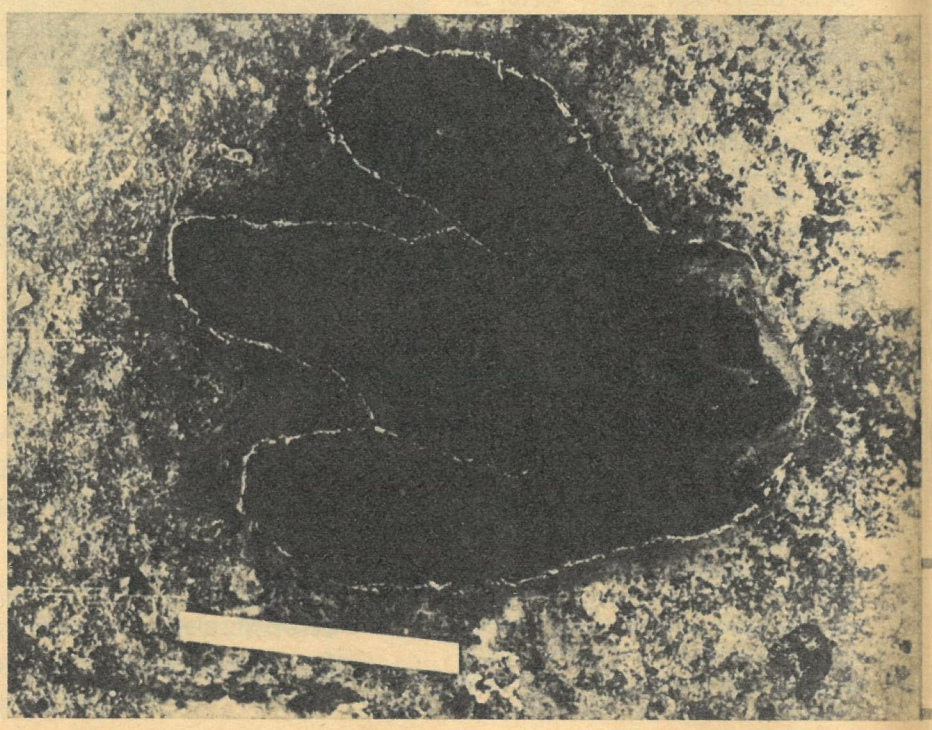
FREIE WELT: Wir wissen uns einig mit der UdSSR im harten Ringen um die Erhaltung, die Festigung, die Sicherung des Friedens. Es gab vom Schriftstellerverband der DDR eine ganze Reihe wertvoller und kluger Initiativen, in die „Kämpfe unserer Zeit" – um ein Wort von Ihnen zu zitieren – seinerseits wirksam einzugreifen, mit den Friedenskräften auch in der BRD, mit Ihren Kollegen dort ins Gespräch zu kommen und im Gespräch zu bleiben. Wie ist der Stand heute?

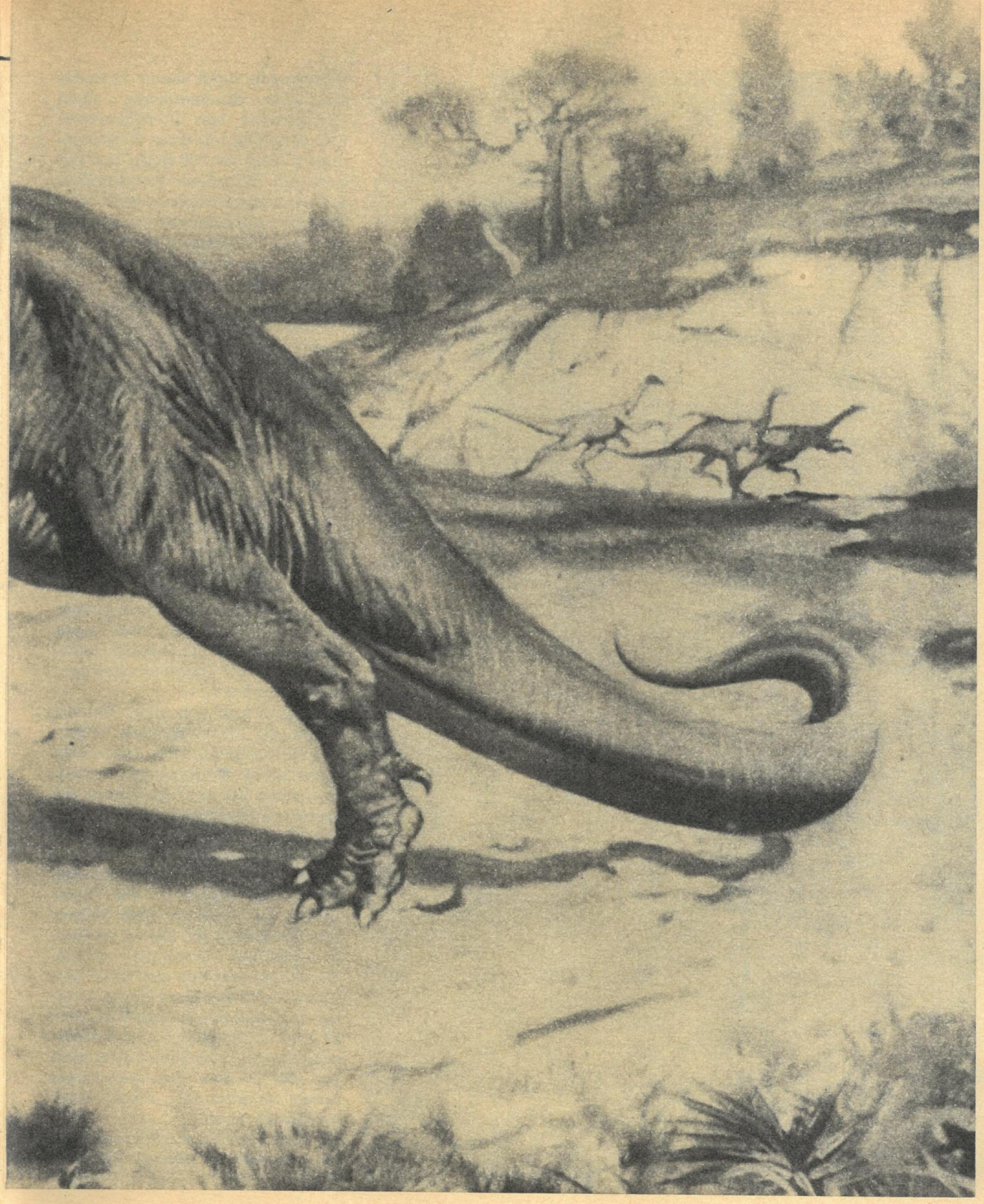
Hermann Kant: Bernt Engelmann und seine Vorstandskollegen sind deswegen zurückgetreten worden. Über das Gehabte ist zu sagen, daß es vollkommen richtig war und ich es jederzeit wieder machte. Die Tatsache von Engelmanns Abwahl durch eine knappe, aber eben vorhandene Mehrheit des westdeutschen Schriftstellerverbandes ist nur beschämend für diejenigen, die sie herbeigeführt haben, nicht für uns und nicht für Engelmann. Engelmann kann sehr stolz auf das sein, was er gemacht hat. Er ist, wie wir auf unsere Weise, über einen gewissen Schatten gesprungen. Uns wird jedenfalls nichts daran hindern, alles wieder zu versuchen, um da weiterzumachen, denn man kann ja schlechterdings nicht von der Hauptsache, die Frieden heißt, reden und sich durch alle möglichen Nebensachen von ihr ablenken lassen. Vor kurzem waren zwei Kollegen unseres Präsidiums und ich in der BRD, um Gespräche zu führen darüber, wie es denn nun so weitergehen soll nach ihrer Vorstellung. Und was denn mit dem sei, was bisher war. Das ist nicht einfach, mit Leuten zu reden, die andere Leute ersetzen sollen aus ganz bestimmten Gründen, und also muß man von diesen annehmen, sie sollen etwas anderes machen. Bleuel, Paczenski, sein Stellvertreter, und sein anderer Stellvertreter, der Loest heißt, saßen also da, und wir haben die Frage gestellt, ob das, was bisher war, gilt oder nicht. Das war unsererseits die Frage, ob in ein Gespräch gegangen werden sollte oder nicht. Die beiden Erstgenannten haben sich sofort für die Fortsetzung und die Gültigkeit des bisherigen erklärt, Loest hat es nach einem kleinen Zögern auch getan. Wir werden also demnächst wieder voneinander hören, genaueres zu sagen, ist jetzt noch nicht die Zeit.

FREIE WELT: Herzlichen Dank, Genosse Kant, für dieses Gespräch.

Fotos: Volkmar Billeb

Kam ihr Tod aus dem All?





Jahrmillionen lagen sie begraben in Sand- und Gesteinsschichten, und bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ahnte auch niemand, daß solche Riesenechsen einst die Erde bevölkerten. 140 Millionen Jahre herrschten sie auf unserem Planeten, bis sie vor 65 Millionen Jahren ausstarben. Sie hinterließen uns ihre Skelette und ihre Fußspuren (Bild links) auf fast allen Kontinenten. Was aber waren die Ursachen für ihr Verschwinden? In den letzten Jahren wurden Beweise für eine kosmische Katastrophe am Ende der Kreidezeit gefunden.

Ihr Schicksal ist eines der großen Welträtsel.

Auch heute, wo wir handgreifliche Beweise für ihre Existenz haben, erscheinen sie uns wie Fabeltiere von einem anderen Planeten. Als vor 170 Jahren in England ein komplettes Fossil entdeckt wurde, begann die Rekonstruktion einer Fauna, die bisher unbekannt war. Schritt für Schritt wurde das Leben der Dinosaurier erhellt. 1824 kamen die Überreste eines langhalsigen Plesiosauriers ans Tageslicht. 1833 wurden in Thüringen in Sandsteinplatten Abdrücke und 1836 in Nordamerika krallenförmige Spuren gefunden, die man urweltlichen Riesenvögeln zuschrieb, die aber, wie sich später herausstellte, von einem Saurier stammten.

Weltberühmt wurde der Fund eines Archaeopteryx – des Urvogels – im Solnhofer Schiefer.

Reste von Dinosauriern und ihrer Eier, aber auch ihre Fußspuren sind auf fast allen Kontinenten zu finden.

In der Rawatschlucht in Tadshikistan und auf dem Satapliaberg in Georgien haben sich Fährten der Riesenechsen bis heute erhalten.

Die größte Ansammlung von Fußspuren fand man an der Nordseite des Kugitangtau in Südostturkmenien – 150 dreizehige Abdrücke auf einem sanft ansteigenden Plateau –, deren Alter auf 150 Millionen Jahre geschätzt wird.

In detektivischer Kleinarbeit und mit wissenschaftlicher Akribie trugen Paläontologen, Geologen, Biologen und Fachleute anderer Disziplinen Stück für Stück zur Klärung des Lebens im Erdmittelalter zusammen. Sie rekonstruierten aus einzelnen Knochenfunden ganze Skelette, untersuchten die Erde und das Gestein nach pflanzlichen und anderen Spuren und setzten zur genauen Altersbestimmung das ganze Arsenal moderner Isotopentechnik ein.

So entstand nach und nach erst in den letzten anderthalb Jahrhunderten die Palette einer Fauna, deren Überreste uns heute noch gruselige Schauer über den Rücken jagen, wenn wir unserer Phantasie freien Lauf lassen.

Fünf Millionen Generationen Saurier hat unsere Erde getragen, ein Beweis für die Lebensfähigkeit der „schrecklichen Echsen", die sich dem Leben zu Wasser, zu Lande und im Verlauf der Evolution auch in der Luft angepaßt haben. Freilich waren diese fliegenden Ungetüme wie der Ramphorhynchus mehr Gleitflieger, Flugechsen mit Flughäuten als Vögel im heutigen Sinne. Der Archaeopteryx aber hatte bereits ein Federkleid. Sein Schnabel indes war noch mit einer Reihe scharfer Zähne ausgestattet, und er hatte nur die Größe eines Raben. Vor ungefähr 10 Jahren fand man in Texas das bisher größte Skelett einer Flugechse mit einer Spannweite von über fünfzehn Metern!

Fünf Millionen Generationen also – und dann auf einmal Schluß! Was war geschehen?

Hypothesen, Hypothesen...

Unter den vielen Versuchen, das Aussterben der Dinosaurier zu erklären, findet man sowohl kuriose als auch einleuchtende Theorien, die freilich alle keine befriedigende Erklärung für diese einschneidende Zäsur in der biologischen Evolution geben können. Eine skurrile Theorie ist die Behauptung, daß durch eine explosionsartige Entwicklung von Blütenpflanzen eine dementsprechende „Bevölkerungsexplosion" bei den Schmetterlingen stattfand, deren Raupen die Nahrungsbasis der Saurier vernichteten. Der englische Forscher Anthony Hallam war gar der Ansicht, die Echsen wären an Hartleibigkeit zugrunde gegangen, da den Dinosauriern die abführenden Pflanzenöle bestimmter Farne fehlten, denn diese waren am Ende der Kreidezeit verschwunden.

Die Theorie einer globalen Epidemie hält ebenfalls einer näheren Überprüfung nicht stand. Auch eine Seuche hätte eine Reihe von Tieren verschont und die Art gerettet. Außerdem kann diese Hypothese das gleichzeitige Verschwinden der Ammoniten und Belemniten (Kopffüßer) im Meer nicht erklären. Auch Klimawechsel oder geologische Erschütterungen, kurz, gewaltige Veränderungen in der Umwelt, konnten entscheidende Fragen nicht beantworten. Eine einleuchtende Hypothese schien die Theorie zu sein, daß durch die Explosion einer Supernova (veränderlicher Stern) tödliche Strahlung aus dem Kosmos die Dinosaurier ausrottete. Warum aber überlebten andere Tiere und Pflanzen?

Das Haupthindernis bei der Suche

Kam ihr Tod aus dem All?

nach den wirklichen Ursachen für das Aussterben von Lebewesen ist nach Ansicht des sowjetischen Wissenschaftlers Dr. W. A. Tschujanow der Umstand, daß fast die gesamte zugängliche Information in jenen biologischen Veränderungen enthalten ist, die wir durch Ausgrabungen erhalten. Sie ist somit eine indirekte Information.

Ein erster entscheidender Schritt zur Gewinnung direkter Informationen waren die Untersuchungen einer dünnen Sedimentschicht, die auf weißen Ablagerungen der Kreidezeit lag und vor Urzeiten ein Meeresboden war.

Was die Sedimentschicht verriet

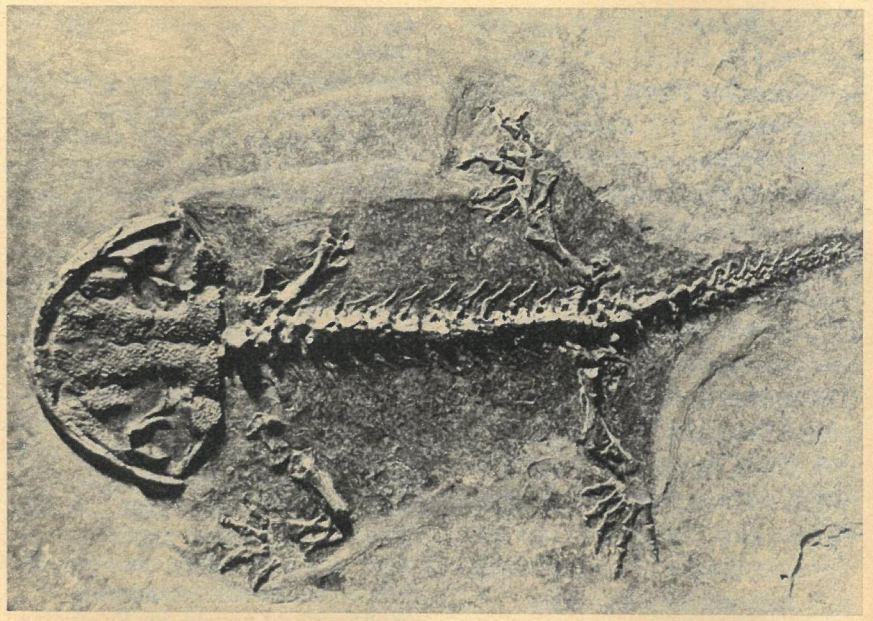
Durch sorgfältige Untersuchungen fand der Physiker und Nobelpreisträger Louis Alvarez mit seinem Sohn, einem Geologen, in der dünnen Zwischenschicht, die die Kreidezeit vom Tertiär trennte, 30mal mehr Iridium als in den Ablagerungen über und unter ihr. Die Schlußfolgerung: Vor 65 Millionen Jahren stieß die Erde gegen Ende der Kreidezeit mit einem Asteroiden oder Kometen zusammen. Dieses Ereignis wurde in jener dünnen Sedimentschicht aufgezeichnet, denn Iridium ist ein Metall, das auf der Erde selten vorkommt, dafür aber in hoher Konzentration in kosmischen Körpern.

Alvarez: „Es kann nur ein Asteroid gewesen sein!“ Nach seinen Berechnungen hatte dieser Irrläufer aus dem Sonnensystem einen Durchmesser von 10 Kilometern, und er schlug mit einer Geschwindigkeit von 180 000 km/h auf der Erde ein. Bei dieser unvorstellbaren Naturkatastrophe wurde eine Energie freigesetzt, die der von 250 Millionen Wasserstoffbomben entspricht. Dieser Asteroid muß ein 200 Kilometer breites Loch in die Erde gerissen, 60 Billionen Tonnen Gestein als Staub und Gas emporgeschleudert und jahrelang den Planeten verdunkelt haben. War das also ein unwiderlegbarer Beweis für die wirklichen Ursachen, die zur Vernichtung der Dinosaurier führten? Doch auch diese mit reellen Fakten gestützte Hypothese ist nicht hieb- und stichfest.

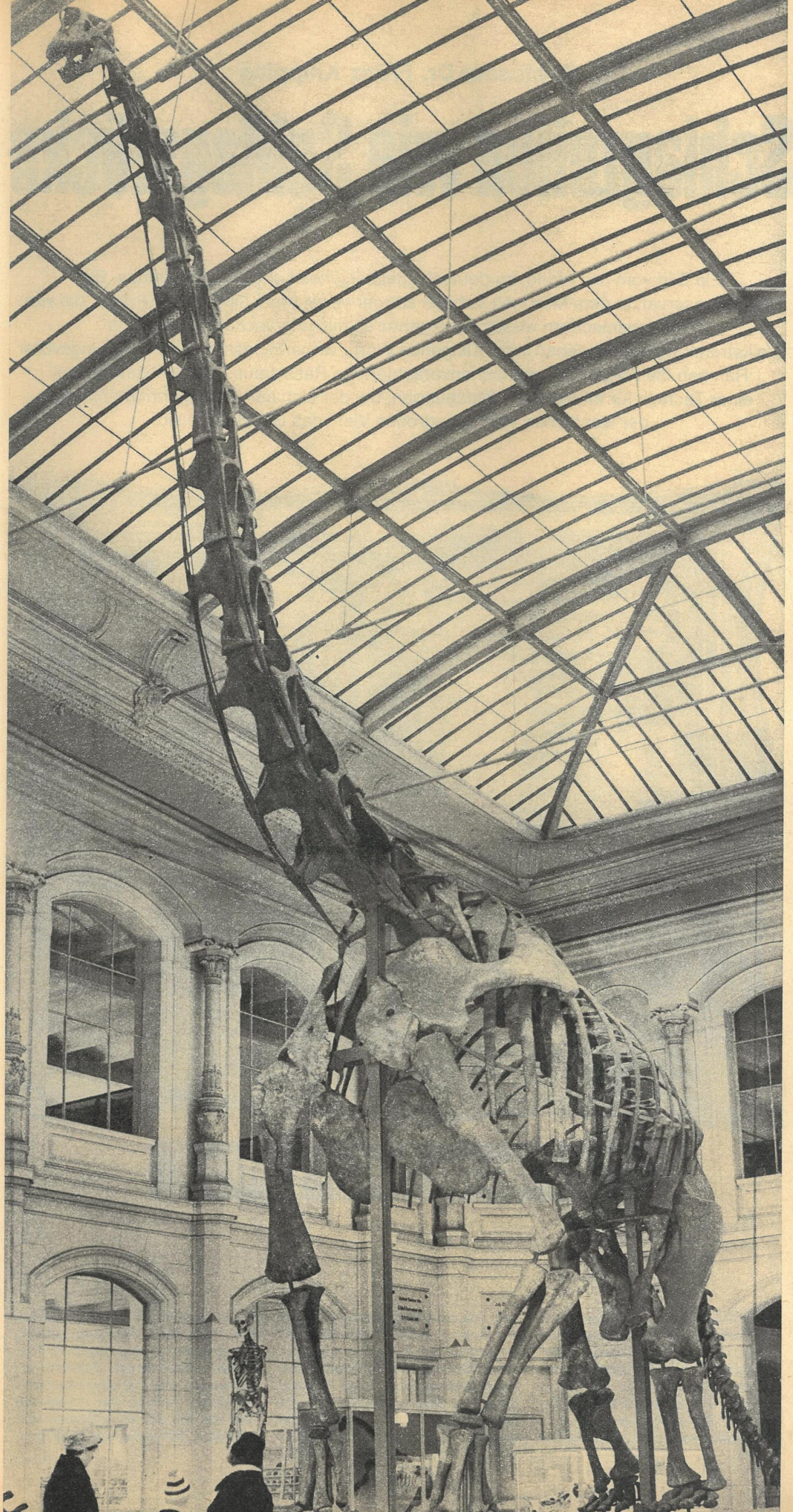
Dr. W. Tschujanow meint dazu: „Zwar sind bei der Untersuchung der Schichten über und unter der Iridiumanomalie die Foraminiferen und das Nanoplankton, die für die Kreidezeit charakteristisch waren, verschwunden, doch man kann nicht behaupten, daß damit gleichzeitig auch alle anderen Lebewesen verschwanden.“

Man kann sich vorstellen, was für Folgen der Einschlag eines so großen Meteoriten und das Aufwirbeln gigantischer Staubmengen hatten. Die Natur hat vor 100 Jahren ein anschauliches Beispiel dafür gegeben. Damals flog die Vulkaninsel Krakatau in die Luft und schleuderte rund vier Kubikkilometer Staub und Asche in die Atmosphäre. Das sind ungefähr 22 Prozent der Menge, die für den Asteroideneinschlag errechnet wurde. Der Staub verteilte sich über den gesamten Erdball und führte zu einer Trübung der Atmosphäre, was zu einer merklichen Klimaveränderung beitrug. Das Sonnenlicht sank auf die Stärke des Mondlichts herab, wodurch die Fotosynthese beeinflußt wurde.

Dr. Kenneth Hsü, ein Wissenschaftler chinesischer Abstammung an der Hochschule in Zürich, ist eben-



Eines der besterhaltenen Abdrücke des Archaeopteryx, der sich im Besitz des Naturkundemuseums der Humboldt-Universität zu Berlin befindet, auf dem Bild oben. Darunter der Abdruck eines urzeitlichen Salamanders.



Zu den größten Dinosauriern gehört der Brachiosaurus, dessen Skelett sich ebenfalls im Besitz des Naturkundemuseums befindet und zur Zeit in Japan ausgestellt wird. Ungewöhnlich war das Größenverhältnis zwischen Ei und ausgewachsenem Tier. Der Brachiosaurus vergrößerte sein Gewicht in seinem Leben um das 50 000fache.

falls der Ansicht, daß die Erde in jener Zeit mit einem Riesenkometen oder einem Meteor zusammenstieß. Durch die aufgewirbelten Staubmengen und den Wasserdampf sei die Temperatur für 1000 Jahre abgesunken. Doch in den darauffolgenden 50 000 Jahren stieg die Temperatur um 10 Grad über die Temperatur vor der Katastrophe an. Durch den Wasserdampf entstand ein Treibhauseffekt. Die riesigen Dinosaurier konnten diesen Temperaturwechsel nicht überstehen. Gleichzeitig soll beim Einschlag eine große Menge an Zyanid freigeworden sein, und das führte zum fast völligen Aussterben der Meeresbewohner. Das Meer blieb über 50 000 Jahre eine Wüste. Die Entdeckung eines Riesenkraters in der Sowjetunion, in der Nähe von Kamensk, der rund 65 Millionen Jahre alt sein soll, stützt diese Hypothese.

„Indes kann man heute nicht behaupten", meint Dr. W. Tschujanow, „daß die Meteoritenhypothese alle Fakten zufriedenstellend erklärt. Die Überlegungen zu den biologischen Folgen sind in hohem Maße strittig. Doch die entdeckte Iridiumanomalie ist ein wertvoller Beweis für die Ereignisse jener Zeit, die man nicht ignorieren sollte."

Eine interessante Ansicht äußert der Direktor des Paläontologischen Instituts L. P. Tatarinow, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR: „Vor allem ist die Behauptung, daß die Dinosaurier auf einen Schlag ausstarben, ungenau. Im Verlauf ihrer Existenz haben die einen Gruppen andere abgelöst. Gegen Ende der Kreidezeit beschleunigte sich der Prozeß des Aussterbens, doch er zog sich über Millionen Jahre hin und endete in den verschiedenen Regionen der Erde zu verschiedenen Zeiten. Man kann diesen Prozeß nicht mit einer einmaligen globalen Katastrophe erklären. Alle diese Hypothesen lassen das langsame Tempo des Verschwindens und seinen selektiven Charakter außer acht. Eine globale Katastrophe hätte den gesamten Biotop der Erde treffen müssen. Dafür hat man aber bisher keine Spuren gefunden."

Das Puzzlespiel geht also weiter. Es wird noch subtilerer Forschungen bedürfen, um diese Lücke in unseren Kenntnissen über die biologische Evolution zu schließen.

Karel Hemzal

Fotos: TASS, APN, Archiv

Professor Dr. Franz Knipping

Schlagzeilen wie Schlagstöcke

Ein Bild vom homeland, zu deutsch „heimatliches Land", aus Südafrika. Ein Zwangsreservat, in dem Millionen farbiger Bürger vegetieren. Opfer einer Politik, die von Meinungsmachern westlicher Agenturen mit „ethnischer Segregation" (Volkstrennung) umschrieben wird. Klingende Worte verharmlosen wie ein stimmungsvoller Rahmen die Folgen des menschenverachtenden Rassismus. Sie sind Bestandteil einer Technik für Informationsfälschungen, bei der sich auf dem Nachrichtenmarkt der westlichen Welt die „großen Vier" das Geschäft teilen.

Ethnische Segregation

Wirkungen auf den Leser lassen sich mitunter schon durch die Wahl zweckentsprechender Worte erzielen. Ein Paradebeispiel, das zugleich einer gewissen Komik nicht entbehrt, lieferte dafür vor fast 170 Jahren der offizielle Pariser „Moniteur". Die Rückkehr Napoleons I. von Elba nach Frankreich begleitete er mit einer Serie von Nachrichtentiteln, die das seinerzeitige Geschehen wie folgt widerspiegelten:

– Der Menschenfresser hat seine Höhle verlassen –
– Das korsische Ungeheuer ist im Golf von Juan gelandet –
– Der Tiger ist in Gap eingetroffen –
– Das Monster hat in Grenoble genächtigt –
– Der Tyrann hat Lyon passiert –
– Der Usurpator ist 60 Meilen vor der Hauptstadt gesehen worden –
– Bonaparte rückt rasch vor, doch niemals wird er in Paris einmarschieren –
– Der Kaiser ist in Fontainebleau eingetroffen –
– Seine Kaiserliche Majestät sind gestern, inmitten seiner getreuen Untertanen, ins Château des Tuileries eingezogen –

Die Methode der Schlagzeilenmacher im Jahre 1815 ist unschwer zu erkennen. Die Machart ihrer Überschriften blieb in jedem Falle die gleiche; was sich von Mal zu Mal änderte, war lediglich die Kennzeichnung des Akteurs. Allem Anschein nach handhabten zudem die „Moniteur"-Redakteure bereits einen Kunstgriff, der heutzutage in der westlichen Welt gleichsam zum Abc einer volks- und fortschrittsfeindlichen ideologischen Manipulation gehört. Sie setzten darauf, daß die von Worten ausgehende Wirkung weniger auf ihrem eigentlichen Bedeutungsinhalt beruht als vielmehr darauf, mit welchem emotionalen Ballast sie beladen sind. Der gewünschte Effekt ergibt sich nicht so sehr aus dem, was direkt ausgesagt wird, sondern aus dem, was gleichsam drohend, oft unheimlich und meist irrational dahinter steht.

„Trick 17"

Solcherart Praxis kennzeichnete der namhafte indische Journalist P. Sainath in einer Studie über transnationale Informationskonzerne als „Trick 17 ". Wie das funktioniert, zeigte er anhand der normalen, tagesüblichen Nachrichtengebung über das Ausland:

Volksfeindliche Diktaturen wie die in El Salvador und Guatemala gelten kurzum als „Regierungen". Volksregierungen wie in Nikaragua, Vietnam, Äthiopien, Kuba und Angola hingegen werden stets „Regimes" und „Diktaturen" heißen. In ähnlichem Sinne ist die Rede von dem „terroristischen Ghaddafi", der „marxistisch-leninistischen Diktatur" in Nikaragua, der „von Kommunisten beherrschten SWAPO" in Namibia, dem „prokommunistischen Afrikanischen Nationalkongreß" Südafrikas, dem „sowjetischen Marionettenregime" in Kabul, der „prosowjetischen FMLN" in El Salvador, der „kommunistisch inspirierten Friedensbewegung" in Westeuropa.

Die Zahl vergleichbarer Beispiele mit Negativ-Etikettierung, meint der Autor – stellvertretender Chefredakteur des Magazins „Blitz" –, sei endlos und erschreckend, niemals aber zufällig: „Die Verwendung von Suggestivbezeichnungen ist deshalb von wesentlicher Bedeutung, weil diese im Sinne politischer Kategorien unveränderlich sind." Das heißt, Personen, Länder, Regierungen, Bewegungen werden durch entsprechende Beiworte abwertenden oder als abwertend verstandenen Inhalts von vornherein und ein für allemal abgestempelt. Ständige Wiederholung, unablässi-

ges Einreden und Einhämmern bewirken schließlich – so die Kalkulation der Wortemacher und -verbreiter –, daß derartige Suggestivbezeichnungen „sich nach einer gewissen Zeit zu Stereotypen entwikkeln, die den Verstand des Lesers abstumpfen, indem sein kritisches Vermögen von der blinden Akzeptierung von Gedanken-Symbol-Assoziationen verdrängt wird".

Drill zum Automaten

Als gängige Sterotypen nennt P. Sainath zusätzlich zur Lüge der sowjetischen Bedrohung „die fortwährende und unterschwellige Assoziation zwischen Marxismus und Gewalt, zwischen nationalen Befreiungskämpfen und ‚terroristischen' Bewegungen, zwischen dem sozialistischen Weltsystem und einem abgestumpften, düsteren und trübseligen Dasein, das mit dem Schlagwort ‚eiserner Vorhang' ausgedrückt wird, die Gleichsetzung von Entwicklungsländern mit tiefster Armut und Elend, an dem sie selber schuld sind".

Das angestrebte Ergebnis solcherart ideologischer Gehirnwäsche unterscheidet sich nicht von dem, was seinerzeit die Schlagzeilenmacher des Pariser „Moniteur" im Sinne hatten. Was bei ihnen indes noch amateurhaft-dilettantisch, ja, sogar komisch anmutete, haben die Manipulatoren von heute zu hoher Fertigkeit entwickelt. Unter Ausnutzung moderner Technik und in massenhafter Produktion verbreiten sie zudem ihre Aussagen weltweit und rund um die Uhr. Ziel des Ganzen ist, daß kritisches Denken „durch eine Form von Wahrnehmung ersetzt wird, die mehr der Gefühlswelt als der Gedankenwelt zuzuordnen ist". Gezüchtet wird ein standardisiertes Denken, bewerkstelligt eine Art von politischem Drill, der automatisch ein bestimmtes Verhalten hervorrufen soll – in einer Weise, die der indische Autor an folgendem aufschlußreichen Beispiel veranschaulicht: Bei einer Demonstration fortschrittlicher Kräfte in den USA schlug ein Polizist versehentlich einen extrem konservativen „Gegendemonstranten" zusammen. Als das Opfer den Ordnungshüter später fragte: „Warum ich? Ich bin Antikommunist", erhielt er allen Ernstes zur Antwort: „Ist mir egal, was für ein Kommunist Sie sind. Alle Kommunisten sind Feinde Amerikas."

Die „Freien" und die „Unfreien"

Das Aufdrängen gezielt erarbeiteter, vorgefertigter Wirklichkeitsbilder und im Zusammenhang damit die wirkungsberechnete Wahl der Worte beschränkt sich nun freilich nicht auf das, was als „schlecht" oder „böse" ausgegeben wird, mit der – laut USA-Präsident Reagan 1983 – Sowjetunion als „Zentrum". Selbstredend bedarf es auch positiver Werte und Ideale, und sie verbinden sich in der Regel mit dem Beiwort „frei". Die Verwendung und Auslegung dieses verschwommenen Begriffes, urteilt P. Sainath, ist „eine der beliebtesten und strapaziertesten Stereotypen", und er demonstriert, zu welchen Absurditäten das führt: „Sämtliche Privatbetriebe sind ‚frei'. Die riesigen Fernseh- und Rundfunkanstalten in den USA, die von ganzen drei gewaltigen privaten Gruppen getragen werden, sind ‚frei'. Jede gegen den Sozialismus gerichtete Aktion erhält sofort das Prädikat ‚frei'. Nehmen wir nur Radio ‚Free Cuba' (das Programme von Exil-Kubanern sendet, die von der CIA und der Mafia finanziert werden) oder Radio ‚Free Europe', ein Sender, hinter dem – wie von ihm selbst seit langem zugegeben – ebenfalls die CIA steckt."

Vervollständigt wird die Untersuchung des indischen Journalisten durch einen Blick auf die Berichterstattung tonangebender westlicher Nachrichtenagenturen über Südafrika. Sie, die andere bedenkenlos als „Anhänger Moskaus", „Regimes" und „Diktaturen" einstufen, stellte der Autor fest, „sind stets auf der Hut, damit die südafrikanische Diktatur niemals als rassistisch bezeichnet wird". Statt dessen finden sich „folgende aufschlußreiche Umschreibungen für die entartetste Gesellschaftsformation der Menschheit: Apartheid ist ‚Pretorias Politik der Trennung nach der Hautfarbe' oder ‚ethnische Segregation' (wie wohlklingende Worte!) oder höchstens ‚Trennung nach Hautfarbe bzw. Rasse' oder ‚ethnische Gruppierung'. Ein neues Mäntelchen für das Apartheidregime umschreibt man mit ‚dynamischen Reformen zur langsamen Überwindung der Rassentrennung'." Frage des Autors: „Bringt etwa eine dieser Umschreibungen die Unmenschlichkeit und Erniedrigung zum Ausdruck, denen die Opfer der Apartheid ausgesetzt sind?"

Das Instrumentarium gängiger Manipulationsmethoden oder – wie P. Sainath es nennt – „die Semantik der transnationalen Propaganda" – ist mit diesen wenigen exemplarisch wiedergegebenen Fällen längst nicht erschöpft. Relativ neu und bemerkenswert ist indessen, daß – ähnlich wie der von uns zitierte indische Autor – in wachsender Zahl Studien, Analysen und Untersuchungen aus Ländern der „dritten Welt" sich kritisch und entlarvend mit den Praktiken imperialistischer Massenmedien auseinandersetzen. Vor gut einem Dutzend Jahren war das dortzulande noch kein Thema. Das änderte sich, nachdem 1973 die Bewegung nichtpaktgebundener Länder auf ihrer IV. Gipfelkonferenz in Algier erstmals die Forderung nach einer „neuen internationalen Informationsordnung" verkündete. Und dieses programmatische Konzept erhielt um so klarere, eindeutig antiimperialistische Konturen, je exakter die reale Abhängigkeit eines Großteils der Entwickungsländer von transnational operierenden Medienmonopolen offensichtlich wurde.

Die „großen Vier"

Besonders kraß tritt das in der Sphäre der Nachrichtensammlung und -verbreitung zutage. Sie ist die Domäne spezieller Agenturen, deren erste bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts in den fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern entstanden. Rein formal gibt es heutzutage Nachrichtenagenturen in mehr als 120 Ländern. Indes, die Mehrzahl von ihnen, besonders in Entwicklungsländern, sieht sich nicht einmal imstande, entsprechend den nationalen Erfordernissen die Medien ihres Landes mit eigenbeschafften Meldungen zu versorgen. Statt dessen fungieren sie oft nur als bloße Filterstellen und Umschlagstationen der Nachrichtenströme, die in wenigen großkapitalistischen Weltagenturen ihren Ursprung haben. Eine absolut beherrschende Position eroberten sich in der nichtsozialistischen Welt die „großen Vier": die transnationalen Informationskonzerne Associated Press (AP) und United Press International (UPI) mit dem Hauptsitz in den USA, die britische Reuter-Agentur und die französische Agence France Presse (AFP). Von rund 34 Millionen Worten, die die zehn führenden Agenturen pro Tag ausspeien, entfallen 33 Millionen, gleich 97 Prozent, auf das tonangebende Quartett. „Mit ihren enormen finanziellen Mitteln, ihrer Computertechnik und ihrem riesigen Heer von Korrespondenten in der ganzen Welt sind diese vier Nachrichtenagenturen in der Lage, rund um die Uhr selbst die entferntesten Winkel der Erde mit ihren Sendungen zu bombardieren. Sie üben damit unumstritten das Monopol in der Nachrichten- und Informationsübermittlung aus", konstatiert eine UNESCO-Studie.

Nach Ansicht zahlreicher Staaten Afrikas, Asiens und Lateinamerikas hat dieses Monopol mittlerweile „geradezu beängstigende Formen" angenommen. Beispielsweise führt es zu der paradoxen Situation, daß ein Inder über Vorgänge im benachbarten Sri Lanka, ein Kenianer über das Geschehen in Simbabwe, ein Brasilianer über ein Ereignis in Argentinien zumeist via New York, London oder Paris unterrichtet wird. Es bildete sich mithin ein Zustand heraus, vor dem die von der UNESCO berufene McBridge-Kommission mit den Worten warnte: „Die Minderheit spricht zur Mehrheit über die Probleme und Bedürfnisse der Mehrheit vom Standpunkt der Minderheit aus."

Die Opfer wehren sich

Aus der Sicht der Betroffenen aber bedeutet das: Sie werden überflutet mit Nachrichten, die nicht ihren eigenen Bedürfnissen dienen, sondern den Absichten transnationaler Konzerne und der Mächte, die dahinter stehen. Ihnen aufgezwungen werden wohlfeile, standardisierte Produkte mit Warencharakter, die nicht ihr Recht auf Information befriedigen, sondern den Erfordernissen eines profitorientierten westlichen Sensationsjournalismus Rechnung tragen. Sie konsumieren massenhaft vorgebliche oder tatsächliche Informationen, die als Mittel imperialistischer Politik fungieren, mitsamt ihren nach „Trick 17" eingebauten Stereotypen und ihrer wirkungsberechneten Wahl der Worte. Und im Ergebnis all dessen ergeben sich ideologische Abhängigkeit und kulturelle Überfremdung, die weitreichende negative Auswirkungen für die nationale und soziale Entwicklung des jeweiligen Landes zeitigen.

„Informationsimperialismus" – mit diesem treffenden Schlagwort verdeutlichen Nichtpaktgebundene die Sachlage. Damit einher gehen vielfältige Aktivitäten auf nationaler, regionaler und internationaler Ebene, um die „alte", einseitige und unausgewogene Informationsordnung zu verändern, sie zu „entkolonialisieren". Dazu gehören Aufbau, Ausbau und Entwicklung nationaler Informations- und Mediensysteme wie die Förderung zweiseitiger und mehrseitiger Zusammenarbeit. Ein markanter Ausdruck dieses Bestrebens ist der Pool der Nachrichtenagenturen nichtpaktgebundener Länder. 1975 begründet, umfaßt er mittlerweile einige Dutzend Agenturen national befreiter Staaten, die täglich untereinander Nachrichten austauschen und in ihrem jeweiligen Einzugsbereich verbreiten.

Doch „die bittere Wahrheit besteht darin", resümiert unser indischer Autor, „daß eine ‚neue' Informationsordnung sich nicht innerhalb der bestehenden ‚entwickeln' oder diese ‚ergänzen' kann. Sie muß sich in unmittelbarem Gegensatz dazu entwickeln." Bestätigt wird er in dieser seiner Schlußfolgerung durch die Erfahrungen der sozialistischen Staaten.

Allesamt machten sie sich schon in einem frühen Stadium ihrer Revolution frei von dem Nachrichtenmonopol imperialistischer Agenturen. In den Ländern des Sozialismus verfügen denn auch die Nichtpaktgebundenen über zuverlässige Verbündete in ihrem Ringen um die Zurückdrängung der Macht manipulierender Multis und beim Aufbau unabhängiger Massenmedien, die sich als Instrumente der nationalen Befreiung, des sozialen Fortschritts, des Friedens und der Völkerverständigung verstehen.

Foto: Zentralbild

LICHT-SICHT-SICHERHEIT!

LADA-Tips

UNTERWEGSHILFE
Versagt beim LADA einmal der Spannungsregler (RH 380), dann kann man ohne Gefahr für Batterie und Lichtmaschine mit einem Provisorium weiterfahren. Anstelle des Reglers wird dazu eine Glühlampe 12 V/21 W eingesetzt, was eine Begrenzung der Erregung der Lichtmaschine bewirkt. Es sind lediglich von den Klemmen 15 und 67 des Reglers die Kabel abzunehmen und an die Glühlampe anzuschließen. Die Lichtmaschinenspannung soll damit im Leerlauf 13 V und bei höheren Drehzahlen 15 V nicht überschreiten.

LEERLAUFSTÖRUNG
Die Schnellstopdüse (elektromagnetisch betätigtes Nadelventil) am LADA-Vergaser verschließt mit dem Abschalten der Zündung die Leerlaufdüse und sperrt so die Kraftstoffzufuhr für das Leerlaufsystem. Das hat den Vorteil, daß der Motor beim Auslaufen keinen Kraftstoff erhält und nicht nachlaufen kann. Bei eingeschalteter Zündung wird das Nadelventil durch die Kraft der stromdurchflossenen Magnetwicklung geöffnet bzw. offen gehalten, und der Leerlauf funktioniert – solange keine Störung an der Schnellstopdüse eintritt. Bei Defekten in der elektrischen Anschlußleitung, am Steckanschluß (Plus) oder in der Magnetwicklung öffnet die Nadeldüse nicht, und der Motor erhält für den Leerlauf keinen Kraftstoff. Bei Leerlaufstörungen ist daher stets auch die Schnellstopdüse zu kontrollieren.

ROLLGURTE
Die vom VEB Beschläge- und Metallwerk Döbeln (Doblina) nach einem DDR-Patent hergestellten Rollgurte können auch im LADA, Moskwitsch, Škoda und Dacia verwendet werden. Das wurde durch eine vom Hersteller entwickelte zusätzliche Halterung möglich. Die neuen Rollgurte zeichnen sich gegenüber bisherigen Erzeugnissen durch eine längere Lebensdauer aus.

ŠKODA-LADA-RENNER
Ein leistungsgesteigerter 1600-cm³-WAS-Motor soll künftig in der Škoda-Rennversion „S 130 RS“ zum Einsatz kommen. Das Wettbewerbsfahrzeug wird voraussichtlich das Werk „Metalex“ bauen.

Fotos: Karl-Heinz Drowski, TASS/B. Klipinizer; Redaktion: Norbert Kaiser

Zündkerzen für SU-Import-PKW

Voraussetzung für einen optimalen Motorlauf ist unter anderem die Verwendung des vorgeschriebenen Zündkerzentyps. Im Rahmen technischer Weiterentwicklungen bleiben Änderungen nicht aus. So wurden anfangs die LADA-Motoren mit den Zündkerzen FM 14-225/2 bzw. FM 14-200/2 ausgerüstet. Gegenwärtig ist die Type FM 14-175/2 vorgeschrieben. Nebenstehende Tabelle gibt eine Übersicht über die gegenwärtig für die sowjetischen Import-PKW vorgeschriebenen Zündkerzentypen.

Fahrzeugtyp	Zündkerzentyp		Elektrodenabstand (mm)
	Original	Isolator	
LADA (alle Typen)	A 17 DW	FM 14-175/2	0,6
Wolga (alle Typen)	A 17 W	PM 14-175	0,7
Saporoshez 966, 968	A 23 W	PM 14-225	0,6
Moskwitsch 2140	A 20 DW	FM 14-225/2	0,6

Beim Moskwitsch kann es jedoch vorkommen, daß dieser im winterlichen Kurzstreckenbetrieb mit der 225er Kerze zu Kaltstartschwierigkeiten neigt. Dann sollte man für die Winterperiode die Zündkerzentype FM 14-200/2 verwenden, da diese ihre Selbstreinigungstemperatur besser erreicht und störende Ablagerungen am Arbeitsteil der Kerze vermieden werden.

Verkehrspreisausschreiben

1. Preis 500,– Mark
2. Preis 400,– Mark
3. Preis 250,– Mark
4.–10. Preis je 100,– Mark

Liebe Leser, mit unserem Preisausschreiben möchten wir Sie anregen, Ihre Kenntnisse und Ihr eigenes Verhalten im öffentlichen Straßenverkehr zu überprüfen. Unsere Fragen behandeln zehn Schwerpunkte des Herbst- und Winterverkehrs, der an alle Teilnehmer besondere Anforderungen stellt.

Bitte schreiben Sie die Lösung der Preisfragen (bei einigen Fragen sind zwei richtige Antworten notwendig), numeriert von 1–10, auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet), und senden Sie diese an:
Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.
Einsendeschluß (Poststempel): 30. November 1984
Kennwort: FW-Verkehrspreisausschreiben
Über die Gewinne entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges das Los. Auflösung und Preisträger werden in Heft 26/84 veröffentlicht.

FRAGE 1
Bei Dunkelheit ist die Fahrgeschwindigkeit der durch das Scheinwerferlicht gegebenen Sichtweite anzupassen. Sie beträgt bei Fernlicht etwa 200 Meter. Bei Abblendlicht verringert sich die Sichtweite schlagartig; wie groß ist sie dann?
a) 15–20 m b) 40–50 m
c) 80–100 m

FRAGE 2
Unfallfolgen nehmen in der Regel mit der Aufprall- bzw. Kollisionsgeschwindigkeit zu. Das verdeutlicht auf anschauliche Weise der Vergleich der Aufpralgeschwindigkeit mit der gleichen Geschwindigkeitsgröße des freien Falls bzw. Sturzes aus entsprechender Höhe. Welcher Absturzhöhe entspricht die Aufpralgeschwindigkeit von 120 km/h (zum Beispiel, wenn ein Fahrzeug auf der Autobahn mit dieser überhöhten Geschwindigkeit in einen Unfall hineinrast)?
a) 48 m b) 57 m c) 70 m

FRAGE 3
Kann das Fahrzeug bei einer Panne, einem Notfall oder einer Hilfeleistung außerhalb geschlossener Ortschaften oder an unübersichtlichen Straßenstellen (Kurven, Straßenkuppen) nur auf der Fahrbahn oder auf dem Randstreifen abgestellt werden, ist es gemäß § 25 StVO unverzüglich durch Warndreieck oder Sicherungsleuchte zu sichern. Welche Grundsätze gelten dabei?
a) Standsicheres Aufstellen innerhalb der rechten Fahrspur hinter dem Fahrzeug.
b) Standsicheres Aufstellen in 100 m Abstand hinter dem Fahrzeug am Fahrbahnrand.
c) Das Aufstellen des Warndreiecks oder der Sicherungsleuchte erübrigt sich, wenn sofort die Warnblinkanlage des Fahrzeuges eingeschaltet wird.
c) Steht das Fahrzeug in, an oder hinter unübersichtlichen Stellen, ist das Warndreieck bzw. die Sicherungsleuchte vor dieser Stelle zu plazieren.

FRAGE 4
Auf trockener Fahrbahn benötigt ein PKW bei Geschwindigkeiten von 40, 80 und 100 km/h und einer mittleren Bremsverzögerung von 6 m/s² einen Anhalteweg von etwa 21, 63 bzw. 92 m. Auf welche Werte vergrößern sich die Anhaltewege, wenn bei gefährlicher Eisglätte (Temperaturen um den Gefrierpunkt) die mittlere Bremsverzögerung nur noch 1 m/s² beträgt?
a) 32, 105 bzw. 155 m
b) 50, 156 bzw. 250 m
c) 73, 269 bzw. 404 m

FRAGE 5
Auf herbst- und winterlichen Fahrbahnen benötigen die Reifen zur Haftung möglichst viel Profil. Dabei ist zu beachten, daß die Reifenhaftung bei Profiltiefe unter 4 mm stark vermindert ist und bei Unterschreitung der gesetzlichen Mindestprofiltiefe Rutsch- und Schleudergefahr besteht. Welche gesetzliche Mindesprofiltiefe ist gefordert?
a) 2 mm in Laufflächenmitte
b) 1,6 mm an jeder Stelle der Lauffläche
c) 1 mm an jeder Stelle der Lauffläche

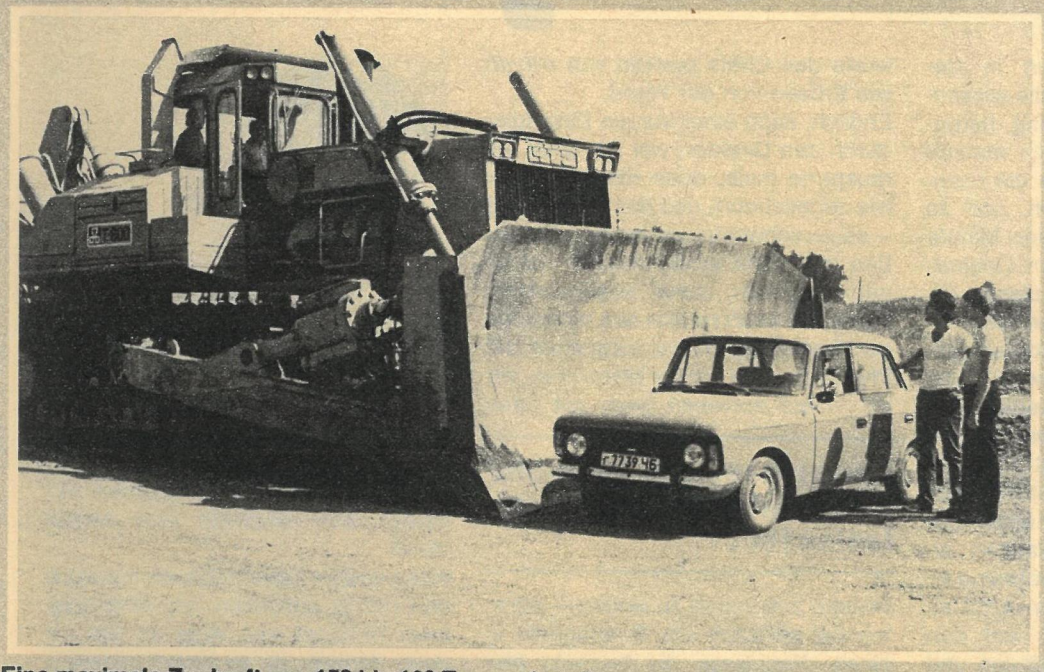
FRAGE 6
Bei Nebel, Schneefall, diesiger Sicht und in der Dämmerung dient die eingeschaltete Fahrzeugbeleuchtung vor allem dem „Gesehenwerden". Welche Grundsätze gelten für das Einschalten der Fahrzeugbeleuchtung?
a) Bei Sichtbehinderungen ist sofort das Standlicht einzuschalten.
b) Die vorgeschriebenen Beleuchtungseinrichtungen sind einzuschalten, wenn Personen oder Fahrzeuge in einer Entfernung von etwa 300 m nicht mehr deutlich wahrzunehmen sind.
c) Das geringste einzuschaltende „Fahrlicht" ist das Abblendlicht.

FRAGE 7
Verschmutzte Abdeckscheiben der Fahrzeugbeleuchtung vermindern den Lichtaustritt und sind ein Sicherheitsrisiko. Um wieviel Prozent verringert eine mittlere Scheinwerferverschmutzung den Lichtaustritt?
a) 10–20 % b) 30–40 %

FRAGE 8
Wechselnde Fahrbahnverhältnisse; der Fahrzeugführer vermutet Glätte und handelt unverzüglich, um ein Schleudern des Fahrzeuges zu vermeiden. Welche Reaktionen sind dabei falsch?
a) Sofortiges Gaswegnehmen und Bremsen zur Verminderung der Fahrgeschwindigkeit.
b) Auf gerader Strecke und bei fehlender Vorwarnung durch das Verkehrszeichen „Schleudergefahr" kann mit der zulässigen Höchstgeschwindigkeit weitergefahren werden.
c) Behutsames Gaswegnehmen und Auskuppeln, vorsichtig bremsen und möglichst keine Lenkreaktionen.

FRAGE 9
Bei Nachtfahrten erhöhen Blendungen des Gegenverkehrs das Unfallrisiko. Wie hat sich der Fahrzeugführer bei gefährlicher Blendung durch das Fernlicht eines entgegenkommenden Fahrzeuges zu verhalten?
a) Zur Vermeidung schmerzhafter Blendung ist eine Hand schützend vor die Augen zu halten.
b) Durch Aufblenden wird der „Blender" auf sein Fehlverhalten aufmerksam gemacht.
c) Nicht in die Lichtquelle, sondern zur Orientierung zum Fahrbahnrand schauen, gleichzeitig bremsen und bei totaler Blendung anhalten.

FRAGE 10
Wie hat sich ein Fahrzeugführer zu verhalten, wenn sich ein Verkehrspartner nicht StVO-gerecht verhält?
a) Die Fahrt wird unter Abgabe von Warnsignalen korrekt fortgesetzt, bis der Verkehrspartner sein Fehlverhalten bemerkt.
b) Vorausschauend wird das Tempo verringert und Zurückhaltung geübt, um einer möglichen Kollision vorzubeugen.



Eine maximale Zugkraft von 150 bis 160 Tonnen hat dieser neue Raupen-Traktor aus Tscheljabinsk, der für Tagebaue im hohen Norden entwickelt wurde.

Ölwechselfrist

LADA-Motoren reagieren relativ empfindlich auf Abweichungen in der Zusammensetzung der Motoröle. Das ergaben sowjetische Langzeittests. Bei Fahrzeugen mit Nockenwellenschäden wurde festgestellt, daß das in der UdSSR verwendete Ganzjahresöl M 6z/10 G1 eine um durchschnittlich 24 Prozent geringere Viskosität und deutlich verminderte Schmiereigenschaften aufwies. Ursache waren Ansammlungen von Niedrigtemperaturschlamm und feindisperse Niederschläge, die vom Filter nicht absorbiert werden. Diese Verunreinigungen bzw. Rückstände sind die Folge eines häufigen Motorbetriebs unterhalb der Betriebstemperatur, also des Kurzstrecken- oder Stadtverkehrs besonders in den Spätherbst- und Wintermonaten.
Deshalb ist zu empfehlen:
– Für das Nachfüllen und den Ölwechsel grundsätzlich nur die vorgeschriebene Ölqualität verwenden (in der DDR: MV 244).
– Striktes Einhalten der vom Hersteller vorgeschriebenen Ölwechselfrist von 10 000 km, d. h. diese sollte möglichst nicht überzogen werden.
– Grundsätzlich mit dem Öl auch immer den Ölfilter wechseln und den Ölwechsel fachgerecht ausführen.
– Motor niemals im Stand warmlaufen lassen, sondern immer warmfahren, da hierbei die Betriebstemperatur schneller erreicht wird und Rückstandsbildung sowie Abrieb geringer sind.
– Bei Auslandsfahrten Motoröl zum Nachfüllen mitnehmen.

Gilt nach wie vor: mobil Sehen und gesehen werden!

Im Wartesaal mit Dostojewski

Seit über drei Jahrzehnten wirkt der gebürtige Ungar Almos Csongár als Übersetzer, Dolmetscher, Sprachlehrer und Literaturkritiker in Berlin. Mehr als dreißig Titel ungarischer Autoren gaben Verlage der DDR in seiner Übertragung heraus. Almos Csongár, der nach der Befreiung Deutschlands vom Faschismus sich aktiv den Aufgaben der Volksbildung in der neuen antifaschistisch-demokratischen Ordnung widmete, lehrte an der Volkshochschule in Berlin russische Literatur, Russisch, Ungarisch und Tschechisch. An diese Zeit erinnert er sich in seinem Buch „Mit tausend Zungen", das im Verlag der Nation erscheint.

Schon im Sommer 1945 war unter den schweren Bedingungen des Wiederaufbaus im sowjetisch besetzten Sektor Berlins die Volkshochschule gegründet worden. Aufrufe an den Litfaßsäulen forderten die Pädagogen zur Mitarbeit auf. Ich meldete mich bei der Volkshochschule Berlin-Mitte. Die angehenden Dozenten mußten sich in der sowjetischen Kommandantur einer Überprüfung unterziehen, um eine Lizenz zu erhalten. Ich hatte gleich meine ausführliche Disposition für eine Vorlesungsreihe über die russische Literatur mitgenommen. Der junge Kulturoffizier beriet sich mit dem für Volksbildungsfragen zuständigen Vertreter des Magistrats, der zugleich als Dolmetscher fungierte. Das war damals Walter Bartel, in späteren Jahren Sekretär Wilhelm Piecks und dann Professor an der Humboldt-Universität.

Trotz meiner Argumentation, die der geistesgeschichtlichen Schule entstammte, reichlich verstaubt anmutete, ja teilweise sogar reaktionär war, bekam ich die Lizenz. Ausschlaggebend mag wohl für meine Prüfer gewesen sein, daß hier einer ehrlich bemüht war, aus der Beschäftigung mit humanistischer Literatur ein neues, mutmachendes Lebensgefühl zu schöpfen und es leidenschaftlich weiter zu vermitteln. Walter Bartel vergaß nicht zu betonen – und seine Worte strahlten feste Überzeugung und Zuversicht aus –, wie wichtig das sei angesichts des unheilvollen Erbes, das der Faschismus hinterlassen habe. Gerade viele junge Menschen, auf das schändlichste mißbraucht und irregeführt, ständen vor einem geistigen Nichts, seien verbittert, ja moralisch entwurzelt. Sie gelte es, aus Resignation und Apathie herauszureißen und ihre Kraft für den Neuaufbau, für ein besseres und schöneres Morgen zu mobilisieren.

Dieses Gespräch gab mir entscheidende Impulse. Überhaupt beeindruckte mich Walter Bartel sehr, in der ganzen Art, wie er sich gab, wie er auf die Menschen einging. Eigentlich wußte ich von ihm nur wenig: Er war Kommunist, hatte unter Hitler Schweres im Konzentrationslager erdulden müssen. Erst später erfuhr ich, daß dieser körperlich kleine und doch so große Mann damals in der vordersten Reihe des Widerstandes kämpfte, Leiter des illegalen Internationalen Lagerkomitees im Konzentrationslager Buchenwald war. Und geschildert von Bruno Apitz in seinem weltberühmten Roman „Nackt unter Wölfen", sollte sich uns unauslöschlich die Rettungstat Buchenwalder KZ-Häftlinge einprägen, die unter Einsatz ihres Lebens einen kleinen jüdischen Jungen vor dem mörderischen Zugriff der SS-Schergen bewahrten.

Es war nicht meine letzte Begegnung mit Walter Bartel. Kurz darauf erlebte ich ihn im Kreis von Pädagogen. Der Referent, Oberst Tulpanow, Leiter der sowjetschen Informationsabteilung, hatte sich verspätet, und so ergriff Walter Bartel das Wort, sprach aus dem Stegreif über die Aufgaben der Volksbildung in der antifaschistisch-demokratischen Ordnung. Walter Bartel redete ungezwungen, frei von der Leber weg. Eine erfrischende Brise schien durch den Saal zu wehen. Er strotzte nur so von Energie, sprach allgemeinverständlich wie einer aus dem Volk, der weiß, was dem Volk nottut.

Er forderte mich auf, unverzüglich einen Sondervortrag über Dostojewski auszuarbeiten

Dem Leiter der Volkshochschule, Dr. Heinz Reinherz, gefielen meine Gedanken zur russischen Literatur. Er forderte mich auf, unverzüglich einen Sondervortrag über Dostojewski auszuarbeiten. Ich hatte zu Dr. Reinherz ein gutes Verhältnis. Als Halbjude mußte er sich in den schlimmen Jahren verstecken. Der Historiker hatte sich ein enormes Wissen angeeignet, das er nun freigebig weiterreichte. Seine kluge, ironische und leise Art, seine kultivierte Sprache taten mir direkt wohl nach den vorlauten und schreihalsigen Jahren. Der etwa zwanzig Jahre ältere Mann akzeptierte mich als gleichwertigen Kollegen. Leider mußte er schon nach wenigen Jahren wegen einer hormonellen Störung, die er sich infolge der langjährigen Unterernährung zugezogen hatte, aus dem Amt scheiden.

Tagelang hockte ich nun in der schwerzerstörten und für die wissenschaftliche Arbeit notdürftig hergerichteten Staatsbibliothek, machte Auszüge aus Büchern, die die russische Literatur behandelten, und zu Hause las ich in jeder freien Minute die russischen Klassiker im Original. Bei der Neuerschließung dieses Erbes bekannte ich mich vor allem zu Dostojewski, der mich schon als jungen Menschen zutiefst bewegt hatte und dem ich dann nach verhängnisvollen geistigen Irrwegen inmitten der letzten Kriegswirren Trost und zugleich Mut zu erstem Aufbegehren verdanken sollte. Sein von einem geradezu messianischen Glauben an die Verbrüderung und Versöhnung aller Menschen und Völker erfülltes Werk schien mir geeignet, nach den Jahren der sittlichen Verrohung und Barbarei durch Verinnerlichung und Vergeistigung aus dem Sündenfall herauszukommen. Davon erhoffte ich – genauso, wie es bei mir der Fall war – für die verwirrten, in tragische Schuld verstrickten Deutschen eine Katharsis, eine innere Läuterung der Seele. Ich glaubte fest daran, daß der von Dostojewski umgepflügte deutsche Acker der beste Boden für den Samen der neuen Zeit sein wird, daß man über ihn am sichersten zum heutigen Rußland gelangt. Einem besiegten Volk stand dieser Appell nicht schlecht zu Gesicht. Und die Sieger gebärdeten sich durchaus im Geiste des großen Humanisten: Sie betrachteten uns nicht als gedemütigte und unterworfene Besiegte, sondern als Befreite, die es zu erheben und aufzurichten galt.

Und dann kam der bereits angekündigte Sondervortrag. Obwohl ich diesem Sonntag im Februar 1946 schon seit langem entgegengefiebert hatte, traf ich eine Viertelstunde zu spät ein. Ich hatte beim letzten Durchsehen des Manuskripts noch unzählige Randnotizen gemacht und dadurch die Zeit verschwitzt.

In der Großen Hamburger Straße, dem damaligen Sitz der Volkshochschule, warf ich zuerst einen Blick in den Hörsaal und erschauerte: Es wimmelte dort wie in einem Bienenstock. Dann betrat ich das Zimmer des Direktors. Der sonst so sanftmütige Mann herrschte mich zornig an: „Sie kommen sogar zum eigenen Vortrag zu spät. Das ist ja reizend..." Ich war wütend, die berechtigten Vorwürfe des Chefs prallten von mir ab wie Erbsen von der Wand.

Endlich, nach einer kurzen Einleitung durch den Direktor, war ich dran. Ich räusperte mich, doch die Kehle war wie zugeschnürt, und das Manuskript – es verschwamm vor meinen Augen. Das war mein erster Auftritt vor einem größeren, zumal ausländischen Publikum. Mich rettete aus momentaner Erstarrung meine aufgestachelte Phantasie. Die vielen Menschen vor mir – sie schienen mich mit ihren

Denn ich teilte ja ihre Nöte, suchte wie sie nach einem festen Halt

Blicken aufsaugen zu wollen – dünkten mir plötzlich wie Gestrandete in einem Nachtasyl, die begierig hier und jetzt auf das erlösende Wort warteten. Fasziniert von diesem Bild, fühlte ich mich den Hörern verbunden, denn ich teilte ja ihre Nöte, suchte wie sie nach einem Ausweg, nach einem festen Halt. Und nun drängten sich mir die Worte auf, ich sprach frei, losgelöst vom Manuskript.

Almos Csongár

Aus heutiger Sicht kann ich natürlich erst richtig ermessen, wie eingeengt mein Horizont war. Aber so war es eben damals, da es unter anderem darauf ankam, den Deutschen ein anderes Bild von den sowjetischen Menschen zu vermitteln, als es durch

die Goebbelssche Greuelpropaganda geschehen war. In dieser Situation ging von meiner „Sonntagsandacht" gewiß eine heilsame Wirkung aus. In seinem Schlußwort forderte mich daher der Direktor auf, den Vortrag zu publizieren und einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

In den nächsten Tagen schrieb ich den Vortrag ins reine und schickte ihn unter dem Titel „Europa und die Russen. Eine geistesgeschichtliche Auseinandersetzung" mit der Bitte um Veröffentlichung an die Redaktion der Zeitschrift „Neue Zeit", einem damals von der Sowjetischen Militäradministration herausgegebenen Publikationsorgan. Kurz darauf lud mich ein Major Wetrow freundlich zu einer Aussprache – es sollte nicht bei dieser ersten bleiben – in die Redaktion ein. Vor ihm lag mein Manuskript. Auf der ersten Seite prangte mit rotem Stift geschrieben der Vermerk: „Ne podchodit", was soviel bedeutet wie

Das war kein schmeichelhaftes Urteil, und ich war wie aus den Wolken gefallen

„Nicht geeignet". Der Major sagte dazu: „Ihre Abhandlung kommt mir vor, als hätte sie ein Mensch geschrieben, der den Zug in die neue Zeit verpaßt hat. Und da hockt er nun im verstaubten Wartesaal der alten Zeit und gibt ohne Kenntnis des Neuen seine Vorstellung von der Welt preis."

Zweifellos, das war kein schmeichelhaftes Urteil, und ich war wie aus allen Wolken gefallen. Doch der Major beließ es nicht bei diesem Verdikt. Freundschaftlich erläuterte er zunächst einmal Charakter und Inhalt seiner Zeitschrift, in der er für das Kulturressort die Verantwortung trug. Sie enthalte Beiträge aus Politik, Wirtschaft und Kultur und betrachte – wozu ich anscheinend noch nicht in der Lage sei – die gesellschaftlichen Probleme in einem engen Zusammenhang. Begriffe wie Klassenkampf, politische Ökonomie, dialektischer und historischer Materialismus, die er nun anführte, waren zwar für mich keine Fremdwörter mehr, doch ich hatte sie noch nicht richtig verdaut und daher versucht, sie in meine eigene Sprache umzusetzen. Da ich – so Wetrow – noch keinen festen Boden unter den Füßen hätte, strapaziere ich zum Beispiel die recht fragwürdige Völkerpsychologie. Nur ungern höre er, wenn von der sogenannten russischen Seele die Rede sei. Auffassungen dieser Art seien doch wahrhaftig dem Wandel der Entwicklung unterworfen. Davon zeuge allein die Geschichte seines Landes: Während die einzelnen Völkerschaften durch den Zarismus zum Teil grausam unterdrückt wurden, gelangten sie erst nach der siegreichen Oktoberrevolution zu voller nationaler Selbstbestimmung und zu fruchtbarer Ausprägung ihrer eigenständigen nationalen Kultur. Eben aus diesen revolutionär veränderten Lebensverhältnissen, aus dem Stolz auf das Geleistete, aus der Liebe zum sozialistischen Vaterland heraus waren den Sowjetmenschen Mut, Kraft und Stärke erwachsen, der brutalen faschistischen Invasion nicht nur standzuhalten, sondern die Eindringlinge vernichtend zu schlagen. Weiterhin mißfiel ihm, daß ich mich des öfteren auf Nietzsche berief, wo dieser doch nicht ganz schuldlos sei an dem verbrecherischen Faschismus, der so viel Unheil angerichtet habe.

Weiterhin mißfiel ihm, daß ich mich des öfteren auf Nietzsche berief

Ganz anders gehalten als das, was ich bislang in mich aufgesogen hatte, waren auch Wetrows Gedanken zu Dostojewski. Er tadelte mein unkritisches Herangehen an den Dichter, den Gorki unser „krankes Genie" genannt habe. Zwar verstehe er, daß ein jüngerer Mann wie ich, der die Qualen der Einsamkeit selbst durchlitten habe, sich von Dostojewski angezogen fühle. Aber wichtig vor allem sei, daß Dostojewski die himmelschreienden gesellschaftlichen Widersprüche im zaristischen Rußland aufgezeigt habe und ein leidenschaftlicher Anwalt der kleinen armen Leute gewesen sei.

Das war schon eine harte Schule für mich. Zweimal noch überarbeitete ich das Manuskript, aber es blieb bei der Ablehnung. Doch man gab mich nicht auf. Für jeden fehlgeschlagenen Versuch erhielt ich sogar ein Honorar. Viel wichtiger aber waren für mich die durch die Kritik erhaltenen Anstöße. Erneut vertiefte ich mich in die Bücher der russischen Klassiker und gewann ihnen neue Aspekte ab. Jetzt begriff ich, wie sehr die großen russischen Dichter, angefangen mit Gogol und Lermontow über Turgenjew, Tolstoi und Dostojewski bis hin zu Tschechow und Gorki, die Geschichte ihres Landes und die Geschicke ihrer Landsleute mitgestaltet hatten, wie sehr Literatur und Gesellschaft in Rußland eins waren. Und ich studierte fleißig die Sowjetliteratur und bereitete mich auf die nächsten Sondervorträge über Majakowski und Gorki vor, die allerdings erst nach Monaten stattfanden. Mehr und mehr erhielt meine Sehnsucht nach einer neuen Gesellschaft erkennbare Konturen in der damaligen sowjetischen Besatzungszone, wo die antifaschistisch-demokratische Ordnung aufgebaut wurde. Dort lernte ich mich zum erstenmal als Glied einer Gemeinschaft verstehen. Diesmal stand ich nicht im luftleeren Raum, sondern auf dem Boden der gesellschaftlichen Wirklichkeit. So gelang es mir, allmählich aus dem Wartesaal der „alten Zeit" herauszukommen und meine eigene Position innerhalb der neuen politischen Konstellation zu finden.

Ein künstlerisch gestaltender Übersetzer sollte nur solche Bücher und Autoren übersetzen, die ihn zutiefst berühren, mit deren Ideen und Sprache er sich identifizieren kann. Einer der Schriftsteller, der meinen Wünschen und Vorstellungen in idealer Weise entsprach, war Zsigmond Móricz, dessen Wiege unweit von meiner engeren Heimat in Oberungarn stand. Als junger Übersetzer debütierte ich vor mehr als dreißig Jahren mit der Übertragung einer seiner Erzählungen ins Deutsche und kassierte dabei ein doppeltes Honorar: das des Übersetzers, das mir zustand, und das des Autors, das mir nicht zustand. Offensichtlich hatte die Honorarabteilung der entsprechenden Zeitung irrtümlich Autoren- und Übersetzerhonorar auf einer Postanweisung überwiesen, und ich hatte es schlaftrunken dem morgens um acht Uhr erscheinenden Postboten quittiert und guten Gewissens eingesteckt. Als ich das Versehen entdeckte, war es zu spät, aber ich fühlte mich jahrelang in der Schuld des Meisters oder, genauer gesagt, in der Schuld seiner Erben. Inzwischen habe ich mehrere Titel von Móricz übertragen, zuletzt, 1979, einen Novellenband zu seinem hundertsten Geburtstag.

Zeitgenossen, die mich zu kennen glauben und es gut mit mir meinen, gestehen mir neben einem gewissen grüblerischen Ernst auch einen wachen Sinn für Humor und Satire zu. Wer weiß, was daran richtig sein mag, sicher ist jedenfalls, daß ich versuche, soviel wie möglich vom Leben einzufangen, sowohl die Tragik als auch die Komik, die wohl verschiedene Seiten derselben Medaille sind. Meinem Affen Zucker gebend, versorgte ich länger als ein Jahrzehnt unsere Presse, nicht zuletzt den „Eulenspiegel", mit ungarischen Humoresken und Karikaturen. Die ungarischen Autoren, die ich fleißig übersetzte, ermächtigten mich, nach Belieben zu aktualisieren und hinzuzudichten, wovon ich reichlich Gebrauch machte. Der ungarische Humor vor allem im Bild war in den späten vierziger und in den fünfziger Jahren eine ergiebige Quelle, aus der auch andere sozialistische Länder gern schöpften. Hauptumschlaghafen für die witzigsten und gepfeffertsten Beiträge und Zeichnungen war Berlin, und ich war aus Freude an der Sache, denn viel Geld war damit sicher nicht zu verdienen, einer der eifrigsten Makler am Orte. Das ging so weit, daß mich der heutige Filmdokumentarist Walter Heynowski, damals Chefredakteur des „Eulenspiegel", eines Tages telegrafisch als „Handelsagenten in Sachen ungarischem Humor" bezeichnete, da ihm eine hübsche Weihnachtsgeschichte durch die Lappen gegangen war. Er hatte sie abgelehnt, ohne sie genau zu prüfen, und mußte sie dann in einem anderen Blatt wiederentdecken.

Er hatte die Weihnachtsgeschichte abgelehnt, ohne sie genau zu prüfen

Der Übersetzer hat, um es noch einmal zu betonen, eine gewichtige Funktion, er ist Mittler zwischen den Völkern, fördert wesentlich ihren geistig-kulturellen Austausch, bewahrt vor Abkapselung und Isolierung der nationalen Literaturen, hilft den immer drohenden literarischen Provinzialismus zu überwinden und den Anschluß an die Weltliteratur zu schaffen. Dies ist für die Ungarn von besonderer Bedeutung, denn schon seit alters her klagten sie über ihre sprachliche Isolierung und meinten sogar, daß jeder kleine Magyar stumm zur Welt komme, weil ihn keines der Nachbarvölker verstehe. Daraus war dann später die chauvinistische Losung „extra Hungariam non est vita", soll heißen, außerhalb Ungarns gäbe es kein Leben, könne man nicht leben, entstanden. Doch bald erkannte man, daß diesem Übel durch das Erlernen von Fremdsprachen und durch das Übersetzen abgeholfen werden könne. Deshalb wahrscheinlich steht der Übersetzer dortzulande auch in so hohen Ehren, wird er, um nur ein äußeres Zeichen seiner Wertschätzung zu nennen, offiziell als künstlerischer beziehungsweise literarischer Übersetzer bezeichnet, im Unterschied zu einem „gewöhnlichen" Übersetzer. Charakteristisch ist ebenfalls, daß die namhaftesten der ungarischen Dichter stets auch Dolmetscher fremder Literatur waren.

Zu meinen schönsten Erinnerungen gehören die von mir übertragenen Autoren Hašek, Fadejew und Fučik

Der Prozeß der Überwindung der Isolation beschleunigte sich mit der Herausbildung der Gemeinschaft der sozialistischen Länder beträchtlich. Vor allem das Russische und das Deutsche bilden für die ungarische Belletristik die Brücke, die sie mit der Literatur der Welt verbindet. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Wirkung der ungarischen Literatur nach außen und für die Bereitschaft, fremde Literatur in Ungarn aufzunehmen, ist die „Bibliothek des Sieges", die anläßlich des 30. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus begonnen wurde und die Standardwerke der sozialistischen Literaturen zu diesem Thema in den einzelnen Ländern ediert.

Zu meinen schönsten Erinnerungen gehören die von mir übertragenen Satiren von Hašek, aber auch Auszüge aus Fadejews „Junger Garde" und einige kürzere Arbeiten von Julius Fučik. Ich war während des Übersetzens voller Begeisterung und stolz darauf, daß es solche Menschen gab wie Julius Fučik, wie die Partisanen Walgo und Schulga, und voller Mitgefühl für ihr tragisches Los. Schon damals empfand ich, daß die zutreffendste Definition für das Metier eines Übersetzers, möge es nun Kunst oder Handwerk oder vielleicht beides sein, sich in einem Wort fassen läßt: Bluttransfusion. Unser eigenes Herzblut muß in den neu entstehenden Texten, in der in ihnen liegenden Botschaft zu spüren sein.

Auszugsweiser Vorabdruck
Foto: Verlag der Nation

Ein Wunder dieser

Noch loderten die letzten Brände des zweiten Weltkrieges, da dachten sowjetische Soldaten schon an Brot für das deutsche Volk, dachten auch an die Rettung einzigartiger Schätze der Weltkunst. In die UdSSR gebracht, dort gepflegt und restauriert, wurden sie der Menschheit bewahrt und 1955 und 1958 in die Sammlungen Dresdens, Berlins, Potsdams, Gothas, Dessaus und anderer Städte zurückgeführt. Mit einer Ausstellung im Berliner Alten Museum wollen die Museologen 1985 des 40. Jahrestages der Befreiung und der Bewahrung unserer Kunstschätze gedenken. Wir stellen einige der geretteten Werke aus den Staatlichen Museen zu Berlin vor.

„Wir haben nicht ein Dutzend Reliefs, sondern eine ganze Kunstepoche, die begraben und vergessen war, aufgefunden“, schrieb Carl Humann, der Entdecker von Pergamon, während seiner Grabungen von 1878 bis 1886. In der Tat hatte Humanns Fund etwas Sensationelles: Mit den Freilegungsarbeiten auf der Hochstadt von Pergamon, bei denen man auf den Altar stieß, waren Architektur und Kunst des Hellenismus neu entdeckt und ihre Erforschung angeregt worden; die Kultur jener Epoche zwischen dem Weltreich des Makedonen Alexander und der Eroberung des östlichen Mittelmeergebietes durch die Römer vom 3. bis zum 1. Jahrhundert v. u. Z. Zu den bedeutendsten Leistungen aus der Blütezeit hellenistischer Kunst gehören bis heute die Reliefplatten vom großen Altar. Schon die Römer haben den Zeus und Athena geweihten Altar bewundert, und der römische Schriftsteller Lucius Ampelius zählte ihn in seinem „Merkbüchlein“ zu den sieben Weltwundern seiner Zeit.

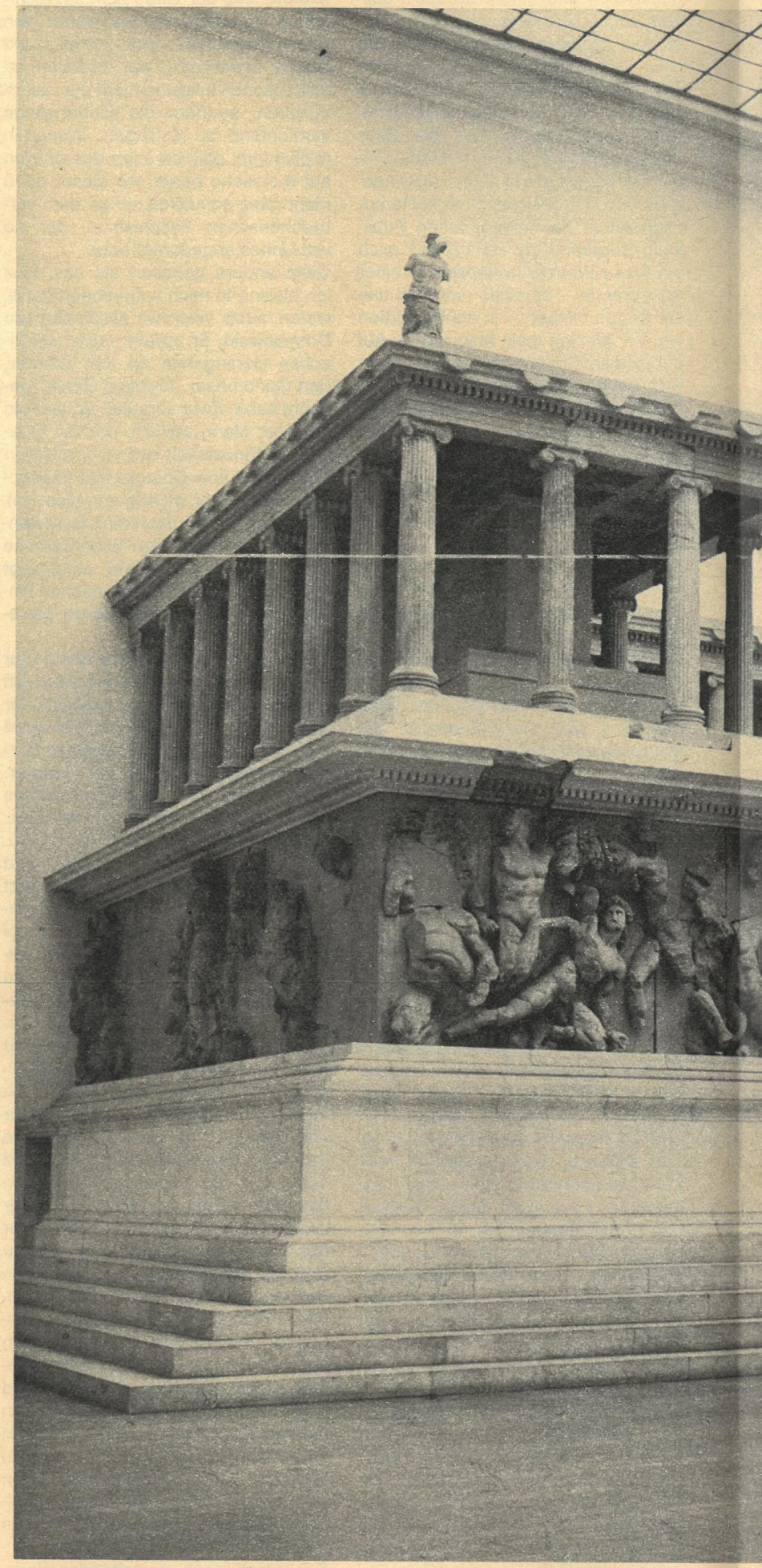
Nach der mit türkischer Genehmigung erfolgten Überführung der Reliefs und einiger Architekturteile begann im Berliner Museum die weitere Erkundung durch Archäologen, Architekten und Künstler. Aus den Fragmenten wurde ein Bauwerk von ungewöhnlicher Form sichtbar, wie sie heute am Modell der Akropolis im Pergamonsaal zu erkennen ist. In originalen Abmessungen konnte man im 1930 eröffneten Pergamonmuseum die Westseite des Altars rekonstruieren. Auch gelang es, aus den Reliefragmenten eine Friesfolge herzustellen, die wie ein Band das Bauwerk umgab. Der plastische Bildschmuck der drei im Museum nicht wiedererrichteten Altarseiten fand ringsum an den Wänden des Saales seinen Platz.

An diesem großen Fries haben zahlreiche Bildhauer, mindestens fünfzehn Meister mit ihren Gesellen, gearbeitet. In ihrem Werk drängen die Leiber von Göttern und Giganten gegeneinander; es entbrennt ein Kampf zwischen den olympischen Göttern und den Söhnen der Erdmutter Ge. Nur mit Hilfe eines Sterblichen – so der Mythos – kann die Schlacht für die Götter entschieden werden. Dieser ist Herakles, der im Ostfries neben Zeus kämpft. Der Sinn der Darstellung läßt sich an der Geschichte Pergamons und am Bildprogramm des pergamenischen Königshauses unschwer ablesen: Wie die Olympier die Giganten, so überwanden die Pergamener die Galater, Keltenstämme aus dem Nordwesten. Die pergamenischen Könige verstanden es, ihr Territorium zu einem bedeutenden Reich in Kleinasien auszudehnen. Ihre Akropolis war eine der imposantesten und repräsentativsten Stadtanlagen jener Zeit. Um 180 v. u. Z. stiftete König Eumenes II. den Altar.

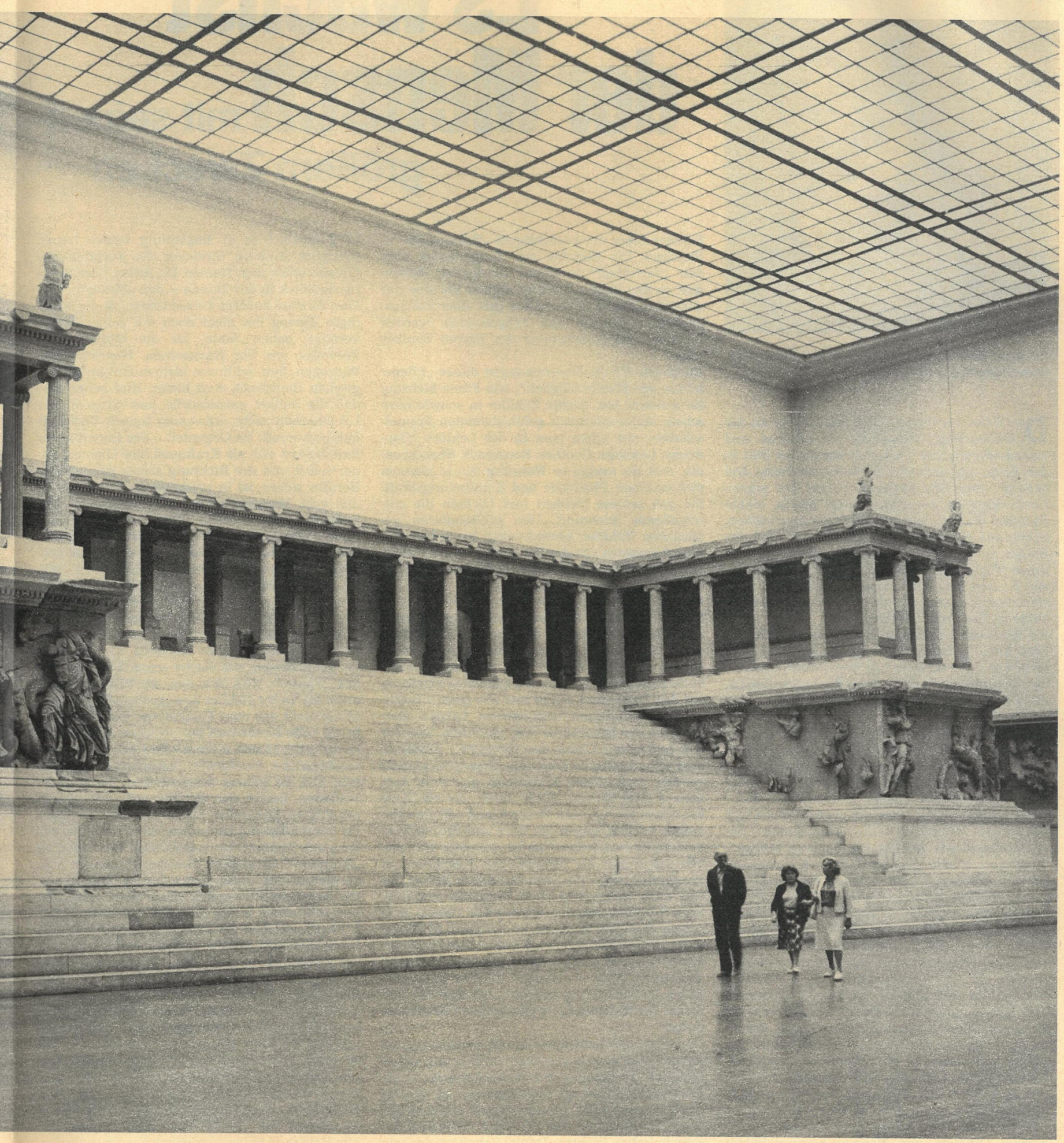
Im Angesicht der Gefahren des vom Hitlerfaschismus entfesselten Weltkrieges wurde das Pergamonmuseum nur neun Jahre nach seiner Eröffnung geschlossen. Die Reliefplatten nahm man wieder ab und brachte sie in Bunker außerhalb Berlins. Was vor Jahrtausenden geschaffen und im vorigen Jahrhundert der Menschheit wiederentdeckt wurde, war drohender endgültiger Vernichtung preisgegeben. Bei Kriegsende wurden durch sowjetische Truppen diese und andere ausgelagerte Bestände sichergestellt und in den Magazinen der Leningrader Ermitage und des Moskauer Puschkin-Museums sorgfältig betreut. Die schweren Bombenschäden am Pergamonmuseum konnten nur schrittweise überwunden werden: 1954 wurde der Saal römischer Baukunst, ein Jahr später der Saal griechischer Architektur wiedereröffnet. Mit den Instandsetzungsarbeiten im Pergamonsaal kamen im Herbst 1958 die schweren Marmorplatten des großen Altars aus der Sowjetunion zurück.

Max Kunze

Dr. Max Kunze
Direktor des Pergamonmuseums und der Antikensammlung

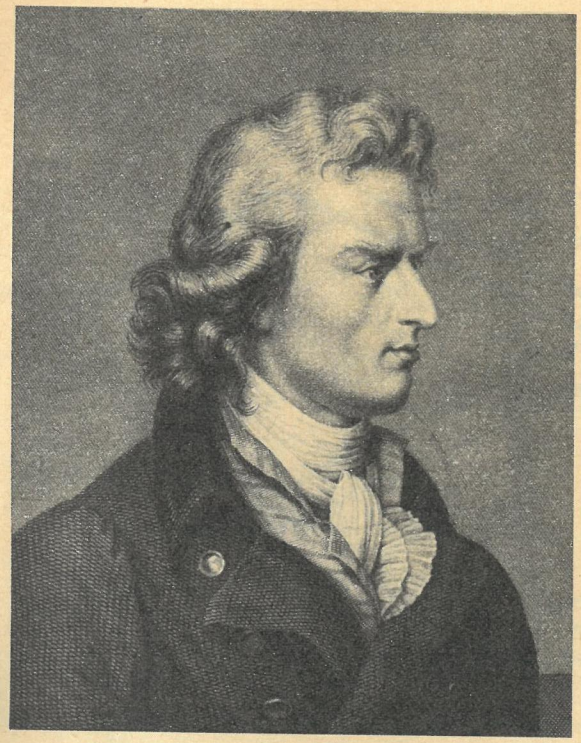


ser Welt



Der Pergamonsaal mit der Westseite des Altars

Foto: Detlef Christel



Friedrich Schiller, Kupferstich v. F. Anderloni, nach dem Ölgemälde von G. v. Kügelgen, 1808/09

Friedrich Schiller 1759–1805

Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken

Der Raum im Obergeschoß des Hauses an der „Weimaraner Esplanade“ ist schlicht und streng eingerichtet – ein fast kärgliches Bett in der Ecke, ein einfacher Schreibtisch keine drei Schritte vom Bett entfernt, darauf der ergreifende Monolog der Zarinmutter Marfa, einige Stunden vor dem letzten Atemzuge geschrieben, Szene aus dem „Falschen Demetrius“, Teil des Fragment gebliebenen letzten großen dramatischen Werkes. In seinen nur zu erahnenden geistig-theatralischen Dimensionen eines der reifsten Stücke in der gewaltigen Dramenreihe des Dichters Friedrich Schiller.

Als der Dichter in den Morgenstunden des 9. Mai 1805, keine sechsundvierzig Jahre alt, starb, hinterließ er der Nachwelt ein Riesenwerk, das seither, wie nur noch das seines Freundes Goethe, als Gipfel klassischer deutscher Literatur betrachtet wird.

Erinnern wir uns, wie dieses Dichterleben anfing und welche Triebkräfte, welche Misere, welche Ideale das Schicksal des am 10. November 1759 in der Neckarstadt Marbach geborenen Johann Christoph Friedrich Schiller bestimmt haben.

Die deutsche Misere, jene gesellschaftlichen und politischen Zustände im Deutschland des 18. Jahrhunderts, geprägt von feudaler Mißwirtschaft, nationaler Zerrissenheit und absolutistischer Herrschaft, forderte Talent von der Größe eines Schiller geradezu heraus. Seine Widerstandskräfte erprobte es zuerst auf dem Boden seiner schwäbischen Heimat, dem Herzogtum Württemberg. Der Souverän dieses Landes, Herzog Karl Eugen, war, wie Franz Mehring schrieb, „in der wimmelnden Schar von wüsten Verbrechern, die damals das deutsche Fürstentum bildete, einer der ärgsten“. Er ruinierte die Finanzen seines Staates durch maßlose Prunksucht, er beugte die Gesetze nach Willkür und Laune und verkaufte die männliche Jugend als Kanonenfutter an ausländische Mächte. Um sich den Anstrich eines „Förderers der Wissenschaften“ zu geben, gründete er eine „Militärische Pflanzschule“. Hier sollten dem Herzog treu ergebene Offiziere und Beamte herangezüchtet werden. Die Zöglinge dieser Zuchtanstalt rekrutierte er aus den Familien seiner Beamten und Hofleute, indem er sie ihren Eltern abpreßte. Auf diese Weise wurde der dreizehnjährige Sohn des württembergischen Hauptmanns Johann Kaspar Schiller Eleve der berüchtigten „Karlsschule“ in Stuttgart. Die Berichte von Zeitgenossen über den „Terrorism“ in dieser fürstlichen Akademie, in der blinde Unterwürfigkeit als eine der geschätztesten Eigenschaften galt, über das ausgeklügelte Spitzel- und Prügelsystem werden flankiert von Äußerungen des Eleven Schiller selbst.

Ausgleich für die Bedrückungen dieser „Pflanzschule der Knechtseligkeit“, wie Franz Mehring sie genannt hat, suchte Schiller in schwärmerischen, außerordentlich gefühlsbetonten Freundschaften, vor allem aber in der Lektüre Klopstocks, Lessings, Goethes, Rousseaus, Shakespeares. Aus ihr saugte er Nahrung seiner eigenen dichterischen Phantasie und Empfindungskraft. Sie gab seinem Denken und Dichten die entscheidende Richtung. Den philosophisch gestimmten Schiller beeindruckte besonders die Idee Rousseaus von der Souveränität des Volkes, den angehenden Dramatiker faszinierte die theatralische Meisterschaft Shakespeares.

Einundzwanzig Jahre ist er alt, als er „seinem“ Herzog und allen Duodez-Tyrannen in Deutschland durch die Stimme des Räubers Karl Moor den Kampf ansagt. Die individualistischen Verirrungen des Moorschen hemmungslosen Freiheitsdranges lassen diesen schließlich scheitern, auf den Trümmern seines von den gesellschaftlichen Verhältnissen verdorbenen Lebens aber leuchtet die Erkenntnis auf, daß dem sozialen wie nationalen Chaos der deutschen Zustände eine demokratische Ordnung gegenübergestellt werden muß. Diese Erkenntnis gipfelt in dem Ausruf Karl Moors: „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ Es ist das erste Mal, sieben Jahre vor der bürgerlichen Revolution in Frankreich, daß von einer deutschen Bühne der Ruf nach einer deutschen Republik erschallt. Kein Wunder, daß der erschreckte Despot Karl Eugen dem, wie er meint, so „sorgsam gehegten und in Ehren entlassenen Karlsschüler“ und derzeitig bei einem württembergischen Regiment dienenden Medicus Friedrich Schiller in persönlicher Audienz zornig befiehlt: „Ich sage ihm, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr!“

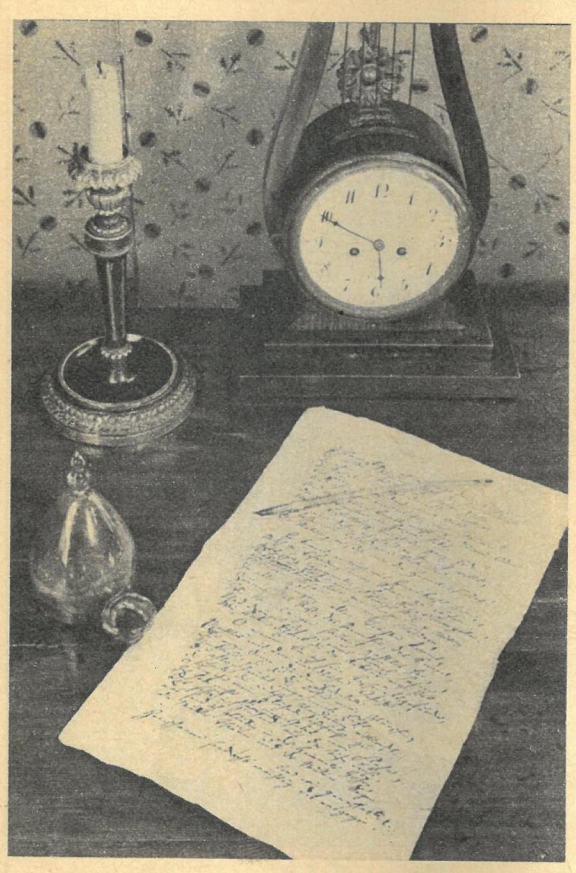
Der in seinem Selbstbewußtsein bestärkte junge Dichter, der gerade von einer Aufführung seiner „Räuber“ im Mannheimer Nationaltheater in die Residenz des Herzogs zurückgekehrt ist, schlägt diese Warnung des „Landesvaters“ nicht in den Wind. Er denkt an das grausame Schicksal des schwäbischen Dichters Daniel Schubart, der sein Wagnis, die Schändlichkeiten des Herzogs öffentlich an den Pranger gestellt zu haben, mit einer zehnjährigen Kerkerhaft auf dem Hohenasperg bezahlen mußte. Schiller entschließt sich zur Flucht. Am frühen Morgen des 23. September 1782 passiert er in Begleitung seines treuen Freundes Andreas Streicher die kurpfälzische Grenze unter dem Namen Dr. Ritter, bereits ein neues Stück in der Tasche – den „Fiesco“.

Drei Monate äußerer Unsicherheit, ob der beleidigte Herzog ihn nicht doch mit seiner Rache verfolgt, gehen dahin, bis die Mutter eines Freundes von der Karlsschule, Henriette von Wolzogen, ihm auf ihrem kleinen Gut im thüringischen Bauerbach Asyl bietet. Hier sehen wir, daß die äußere existenzielle und ökonomische Unsicherheit nicht notwendig innere Unsicherheit hervorruft. Im Gegenteil – das Bauerbacher Exil erweist sich als Kraftquell, der Dichter, seiner selbst und der Richtung seines zukünftigen Berufes sicher, ist in produktiver Hochform. In den acht Monaten seines Aufenthaltes in dem kleinen Dorf zwischen Rhön und Thüringer Wald, entsteht das dritte Stück der Gärung und Klärung „Kabale und Liebe“, er beginnt die Niederschrift des „Don Carlos“, er entwirft die „Maria Stuart“. Mit der tragischen Geschichte des spanischen Kronprinzen Carlos eröffnet Schiller die Reihe seiner großen historischen Dramen. Von ihr spannt sich der Bogen bis zum „Demetrius“, dessen Stoff er übrigens der gleichen Quelle entnahm, wie vorher schon das Sujet seines „Fiesco“. Nun läßt ihn die Historie nicht mehr los. In ihr sieht er den „großen Schritt“ der Menschheit aus dem Dunkel der Vorgeschichte in die helle Landschaft bürgerlicher Aufklärung. In ihr erblickt sein dramatisches Talent eine unerschöpfliche Fundgrube menschlicher Schicksale. Um sie seinem dramatischen Werk zu erschließen, begibt sich Schiller auf eine wissenschaftliche Exkursion durch die Jahrhunderte. Da beschäftigt ihn besonders jenes Zeitalter, das dem Jahrhundert der Aufklärung, dem eigenen „Säkulum“ voraufgeht, das des allmählich sich abzeichnenden Unterganges der Feudalordnung, das des Heraufdämmerns einer Gesellschaft, die sich schließlich in der Französischen Revolution 1789–93 sozialpolitisch manifestiert. Der Künstler Schiller tritt jetzt für Jahre hinter den Historiker zurück. Er schreibt die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, aus der er sogleich den Stoff zu seiner Tragödie des kaiserlichen Generals „Wallenstein“ herausfiltriert. Und da geschieht, wie stets bei großen Kunstwerken, ein Wunder – eine historisch verbürgte, durch eigenes Handeln und die Gunst der Umstände exponierte Geschichtspersönlichkeit, wird zu einer Kunstfigur, die scheinbar nach eigenen Gesetzen angetreten ist. Diese Verwandlung erfahren alle Helden Schillers, der spanische Prinz Carlos, wie die schottische Königin Maria, die Jungfrau Jeanne d'Arc, wie der kaiserliche General Wallenstein, dennoch bleiben sie sowohl als historische Persönlichkeiten wie als individuelle Charaktere innerlich wahr. Auch der „Falsche De-

H. Ramberg del. A. W. Böhm sc.

„Die Czarin schweigt?" ruft die tobende Menge, „Sie verläugnet ihn? So stirb denn, Betrüger!" — Und durchbohrt liegt der falsche Demetrius zu den Füssen der Marfa.

Nach Schillers Skizze S. 368.



Schreibtisch Schillers im Schillerhaus in Weimar mit dem Demetrius-Manuskript

„Demetrius", Kupferstich v. A. W. Böhm nach J. H. Ramberg

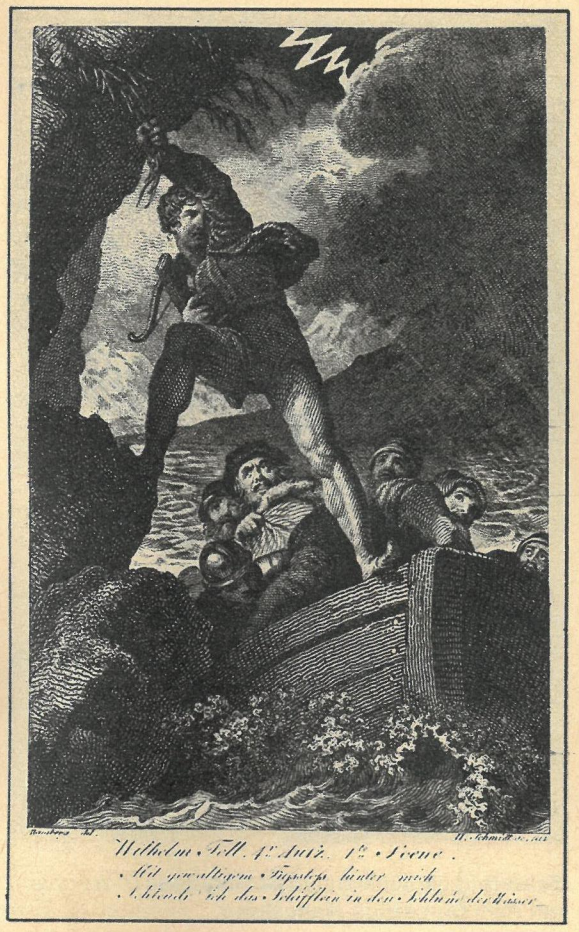
metrius" ist historisch verbürgt, trotzdem erscheint er uns wie eine Figur aus dem Märchen. Ganz sicher hat gerade das Legendäre der Umstände seines Erscheinens, eine gewisse geschichtliche Unschärfe, den Dichter zur Wahl dieses Stoffes bewogen.

Es gilt als authentisch, daß der Mann ein ehemaliger Mönch namens Grigori Otrepjew war, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Kiewer Höhlenkloster lebte, dann auf die Besitzungen eines einflußreichen polnischen Magnaten nahe der russischen Grenze übersiedelte, wo er sich für den in siebenter Ehe geborenen Sohn und Thronfolger Dmitri des 1584 verstorbenen Iwan Grosny ausgab. Der Zarewitsch Dmitri jedoch war schon im zarten Knabenalter 1591 bei einem Brand des Schlosses in Uglitsch umgekommen. Aber das Gerücht, der damals für den schwachsinnigen Nachfolger Iwans, den erstgeborenen Fjodor die Regentschaft ausübende Boris Godunow habe den Kronprinzen Dmitri ermorden lassen, um sich selbst des Thrones zu bemächtigen, wollte nicht verstummen. Die Bauern, vom inzwischen zum Zaren gewählten Boris Godunow und von den Bojaren brutal ausgebeutet und unterdrückt, die Mehrheit der Stadtbevölkerung rechtlos und verarmt, setzten ihre wundergläubigen Hoffnungen auf einen Befreierzaren. Diese im Volksbewußtsein tiefverwurzelte Legende, sowie den Umstand nutzend, daß die Leiche des Knaben nie gefunden worden war, behauptete nun Otrepjew, er sei damals vor den Mördern Godunows gerettet und im Kloster aufgezogen worden. Otrepjews angeblich legitimen Anspruch auf den russischen Thron betrachteten die polnischen Feudalherren als Gelegenheit, ihre Herrschaftspläne über Rußland zu verwirklichen. Da der polnisch-litauische Staat einen offenen Krieg nicht wagte, ermutigte und unterstützte er den falschen Thronprätendenten. Dmitri alias Otrepjew wurde im März 1604 vom polnischen König Sigismund III. in Kraków empfangen und erhielt hier finanzielle Hilfe und die

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engern Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern
Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Aus dem Prolog zu „Wallensteins Lager"



„Wilhelm Tell“ IV. Akt, 1. Szene, Kupferstich v. H. Schmidt nach Joh. Heinrich Ramberg, 1815

„Jungfrau von Orleans“ I. Akt, 8. Szene, Kupferstich v. Chr. K. L. Heß nach Joh. H. Ramberg, 1812

„Maria Stuart“, III. Akt, 4. Szene, Kupferstich v. W. Jury nach Joh. H. Ramberg

Erlaubnis, ein Privatheer aus polnischen Adligen anzuwerben. Der ehrgeizige Abenteurer Otrepjew aber versprach, dem polnischen König im Falle seines Sieges große Gebiete des russischen Reiches abzutreten und zur Verbreitung des römisch-katholischen Glaubens in Rußland beizutragen. Noch im gleichen Jahr begann die bewaffnete Intervention Polen-Litauens unter Führung des Falschen Demetrius.

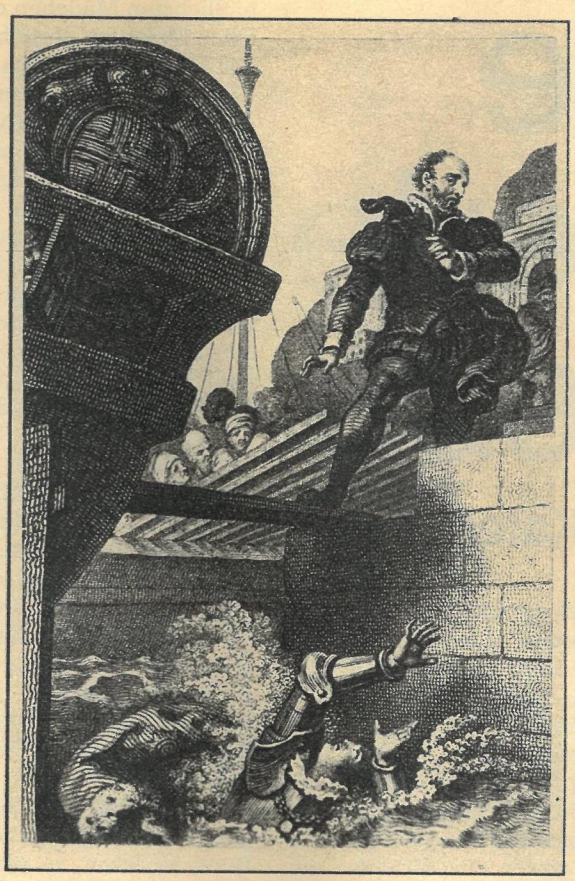
Der Historiker Schiller erkannte, daß hinter dem buntscheckigen Machtgerangel, dem Knäuel widersprüchlicher privater und politischer Interessen die nationale Unabhängigkeit des russischen Volkes bedroht war. Ebenso klar war dem Dramatiker Schiller aber auch, daß die „Neigung des Zuschauers immer einen Gegenstand haben muß“, daß ein geschichtlicher Vorgang von solchem Format erst Bühnenwirksamkeit erlangt durch das gespannte Interesse des Zuschauers an menschlichen Vorgängen und individuellen Charakteren. Die Tragödie soll den Menschen „rühren“, sagt der Aufklärer Schiller, um ihn zu „erheben“. Und der „Erhebung“ soll die Erkenntnis politischer Zusammenhänge folgen. Wie aber sollte ein elender Betrüger, der mit den Feinden seines Volkes gemeinsame Sache macht, Anteilnahme, Mitgefühl, „Erhebung“ hervorrufen? Das Studienheft des Dichters zum „Demetrius“ teilt uns mit, daß Otrepjew selbst bis zur Peripetie, zum dramatischen Höhepunkt der Enthüllung, an seine Identität mit dem echten Dmitri glaubt, daß er sich für den rechtmäßigen Zaren hält und die heilige Sache seines Volkes zu verfechten meint. Erst als ihm seine wahre Herkunft enthüllt wird, als seine Verbündeten ihre wahren Absichten zu erkennen geben, begreift er, daß er sein Volk an die Pans verraten hat, daß seine ursprünglich „edlen“ Beweggründe vom Feind mißbraucht worden sind, daß er ein betrogener Betrüger ist. Die Konturen des Stückes, seine menschlich-tragischen wie auch seine historisch-politischen Aspekte, sind aus den etwa 400 Seiten umfassenden, nachgelassenen Texten klar zu erkennen. Hierin spiegelt sich die gewaltige Gedankenarbeit, die intensive wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes, die, trotz tödlicher Krankheit, unverbrauchte, ja gesteigerte Kreativität des Dichters. Schon in seiner Jugend, so muß vermutet werden, war ihm der Stoff bekannt, wie ihn überhaupt russische Geschichte und Literatur während seines ganzen Lebens beschäftigt haben. Bereits in der Militärakademie begegnete er zahlreichen Russen, die der Petersburger Hof hier für seine Armee ausbilden ließ. Unter ihnen der Graf Scheremetjew oder Fürst Golicyn, der den „Don Carlos“ später am Hoftheater von Gatschina bei Petersburg inszenierte. Aus Briefen wissen wir, daß diese frühen Begegnungen und Berührungen mit der russischen Aufklärungsliteratur in Schiller auch den Wunsch erweckt haben, Rußland aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Dieser Wunsch wurde nie erfüllt. Im Revolutionsjahr 1789 jedoch erschien Schillers Name das erste Mal in der russischen Literatur, in den „Briefen eines russischen Reisenden“ von Nikolai Karamsin. Mit Karamsin befreundet war Schillers Mitschüler auf der Karlsschule Wilhelm von Wolzogen, Sohn der Henriette von Wolzogen, Gastgeberin des jungen Genies in Bauerbach. Wilhelm von Wolzogen, der um die Jahrhundertwende Karoline von Lengefeld, Schwester von Schillers Frau, geheiratet hatte, verfügte über gute Beziehungen zu literarischen Kreisen in Petersburg und versorgte seinen Schwager in Weimar mit Informationen und Material für den „Demetrius“.

Die Vorarbeiten beginnt der Dichter im Jahre 1803, noch während er an den letzten Szenen seines „Wilhelm Tell“ schreibt, er ahnt, daß er nicht mehr viel Zeit haben würde. Schwere Anfälle seiner Krankheit, andere Projekte, lassen das Vorhaben vorübergehend in den Hintergrund treten. Schließlich, eine Woche vor der Uraufführung des „Tell“, trägt er in seinen Kalender ein: „Mich zum Demetrius entschlossen“. Nun

„Kabale und Liebe“, II. Akt, 6. Szene, Kupferstich v. Daniel Chodowiecki, etwa 1790

„Wallensteins Tod", V. Akt, 4. Szene, Kupferstich v. F. R. Grüner nach Jos. Führich, um 1824



„Fiesco", V. Akt, 16. Szene, Kupferstich v. H. Schmidt nach Joh. Heinrich Ramberg, 1817

„Die Räuber", II. Akt, 3. Szene, Kupferstich v. Daniel Chodowiecki

steuert er geradewegs, mit übermenschlicher Anstrengung auf das Ziel zu. Das „Studienheft" füllt sich mit Notizen und Exzerpten aus umfangreichen Kompendien der russischen Geschichte, das „Szenar" entsteht, die ersten Szenen nehmen Gestalt an. Wir blicken gebannt in die Werkstatt des Dichters – von großer dramatischer Wucht und hohem Wahrheitsgehalt die vollkommen ausgeführte Szene des Reichtages in Kraków. Hier fordert Demetrius sein vermeintliches Recht, die Mehrheit der polnischen Magnaten stimmt ihm zu, sie, macht- und beutegierig, wollen den Krieg gegen Rußland, da meldet sich die Stimme der Vernunft, einer der einflußreichsten Woiwoden, ein gewisser Sapieha, sagt nein zum Krieg, sein Veto sprengt den Reichstag; so empfiehlt König Sigismund III. den verdeckten Krieg, die „private" Intervention, aber er gibt dem Demetrius auch in durchaus eigennütziger Weise zu bedenken: „Die besten Waffen wird dir Rußland geben/ Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz/ Durch fremde Waffen gründet sich kein Thron/ Noch keinem Volk, das sich zu wehren wußte/ Drang man den Herrscher wider Willen auf..."

Wir hören die mahnende Stimme Schillers an das eigene Volk. Napoleon Bonaparte, in diesem schicksalhaften Jahr 1804 Kaiser von Frankreich geworden, eroberte Europa, Deutschland liegt dem Usurpator unterm Stiefel, gestützt auf die selbstsüchtigen verräterischen deutschen Fürsten, überzieht er das Land mit Krieg – so wäre Friedrich Schillers Stück seinen Zeitgenossen zu einem zwingenden Gleichnis geworden, wenn es sie erreicht hätte. Aber man fand auf dem verwaisten Tisch nur ein unvollendetes Manuskript, letzte Nachricht vom Dichten und Denken eines deutschen Klassikers.

Helmut Zemke

Die Bildvorlagen wurden uns von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar zur Verfügung gestellt

Alkibiades

Vielleicht, daß manch einer von uns mit dem Namen nicht viel anfangen kann, dem Typ aber, der diesen Namen trägt, sind wir alle schon begegnet. Alkibiades heißt er. Der Grieche Plutarch zeichnete sein Porträt vor fast zweitausend Jahren so: „Viele heftige Leidenschaften hatte die Natur ihm mitgegeben, die stärkste war seine Ehrliebe und die Begierde, in allem der Erste zu sein." Er verriet dieser Leidenschaft wegen alle, die seinen Weg kreuzten und blieb sich hierin selber treu bis zu seinem Tode. Ich weiß nicht, ob die bulgarische Schriftstellerin Wera Mutaftschiewa in ihren Romanen ALKIBIADES DER GROSSE und ALKIBIADES DER KLEINE ihrem berühmten eisgrauen Kollegen Plutarch gefolgt ist, oder sich an anderen reichlich fließenden antiken Quellen orientiert hat. Eins steht fest: Sie hat die sprichwörtlich gewordene Figur um manches neuzeitliche Detail bereichert. Die erste Geschichte vom Großen A ist einfach und klar, die einer historischen Persönlichkeit, Politikers, Heerführers von schillerndem Glanz und miesem Charakter, eine Kanaille also, deren Vorgänger und Nachfolger Legion waren. Die zweite präsentiert einen überdurchschnittlich begabten Jungen aus dem Volke, der sich, wie heißt es doch, selbstverwirklichen will. Nichts dagegen, jeder will das, doch ist es, wie hier in einer parabolisch zugespitzten Krimi-Story bewiesen werden soll, nicht normal, im Streben nach Ruhm und Geltung und Macht Grenzen der Menschlichkeit zu überschreiten. Leute, die das tun, versichert die Mutaftschiewa, versengen ihre Mitmenschen. Die Autorin zeigt ohne jede pädagogische Ambition, daß ein sozialer Typ dieses Schlages bis auf den heutigen Tag nicht ausgestorben ist. Lehrerin Sotirowa, in Armut und kleinbürgerlicher Beschränktheit lebend, schenkt ihrem genial veranlagten Sprößling die Lebensbeschreibung jenes großen Spiegelfechters, aus der das Knäblein das Rezept für seine eigene Biographie entnimmt. Die Ehrliebe dieses Ich-Menschen richtet sich auf die Wissenschaft. Er gibt vor, die Menschheit von der Geißel der Sklerose zu befreien. Seine Gaben sind vielseitig, er wird eine Leuchte der Wissenschaft, er bezaubert seine Umwelt durch Beredsamkeit und Charme. Der Preis – der moderne Alkibiades benutzt Freunde und Frauen nach eigenem Vorteil, er wechselt die Vaterländer wie sein historisches Vorbild. An seinem Wege läßt er die Opfer seines Ehrgeizes zurück, bis er selbst, heimatloser Einzelgänger, zum schlechten Ende seine Zeit verfehlt. Ein Anachronismus in unserer Gesellschaft, dennoch durchaus vorkommend. Aber wir wehren uns, indem wir kritiklose Bewunderung abbauen und den Genie-Kult zum alten Eisen werfen – wir lassen uns nicht versengen... Wera Mutaftschiewa versucht, den Leser herauszufordern, das eigene Denken und Fühlen mit dem der Autorin zu vergleichen. Deshalb glaubt man, an den vielschichtigen Gedankenexperimenten direkt teilzunehmen. Eine lehrreiche, kurzweilige, wenn auch nicht problemlose Lektüre: ALKIBIADES DER KLEINE, erschienen im Verlag Rütten und Loening, Berlin.

Salus Winter

Die unerwiderte Liebe

Nina Katerli

Nina Katerli, Jahrgang 1934, lebt als freischaffende Schriftstellerin in Leningrad. Sie absolvierte ein Studium am Leningrader Technologischen Institut und ist Chemikerin von Beruf. Achtzehn Jahre arbeitete sie erst in der Produktion, dann in einer Projektierungsorganisation, bevor sie sich ganz der literarischen Arbeit zuwandte. Sie machte vor allem durch psychologische Erzählungen auf sich aufmerksam, die sich kritisch mit menschlichen Verhaltensweisen auseinandersetzen und durch ihren Phantasiereichtum, durch ihre ungewöhnliche Fabel auffallen. Aus dem bei Volk und Welt zusammengestellten Sammelband „Die Kollektion des Doktor Emile", in der Übersetzung von Renate Landa, veröffentlichten wir bereits die Erzählungen „Die Wunderlampe" und „Der Mensch Firfarow und der Traktor".

Über Nacht war die Stadt eine andere geworden. Es war wie eine Rückkehr. Nach vielen öden und eintönigen Jahren, nach langem Warten, unnützen Gesprächen und einsamen tristen Abenden kam das Mädchen plötzlich wieder in jene Straßen, die in früher Jugend, vielleicht sogar in der Kindheit zurückgeblieben waren. In Straßen, die fast schon vergessen waren und an jenem Morgen von neuem auftauchten, zusammen mit der Sonne, welche gegen die Glasstirn der Straßenbahn brannte; zusammen mit den Vierecken, die ungleichmäßig auf die Gehsteige gekritzelt waren und – ach ja, natürlich, wie konnte sie das vergessen! – Himmel und Hölle hießen.

„Backwaren", „Fisch – Gemüse" und irgendwelche „Städtischen Verkehrsbetriebe" hatten heute jede Bedeutung verloren und waren bescheiden in den Hintergrund getreten. Dafür blickte ihr aus dem Schaufenster einer im Keller gelegenen Puppenklinik eine rosa Puppe entgegen, streckte die Arme gegen das Glas. Und wie lächelten die klugen guten Hunde so verständig, während sie neben ihren Herrchen an der Leine daherschritten und freundschaftlich mit dem Schwanz wedelten.

Auf dem Fluß trieb eine Neujahrstanne. Mit einer Seite war sie an einer Eisscholle festgefroren, die andere Seite reckte ihre dunklen nackten Rippen hoch. Die Tanne glich einem Haiskelett. Und auf einer Rippe hing eine blaue Kugel, eine glitzernde blaue Neujahrskugel.

Das Mädchen blieb stehen und sah der Eisscholle nach. In der Sonne funkelnd, schwamm die Kugel auf dem Fluß zum Ozean. Was war nur geschehen? Wo war die Stadt von gestern geblieben? Wo war das Leben von gestern und sie selber, wie sie gestern gewesen war?

Am Abend zuvor war sie in einen Gebrauchtwarenladen gegangen, um eine Perücke aufzuprobieren. Soll doch eine Perücke selbst dem häßlichsten Mädchen das Aussehen eines Filmstars verleihen.

Die Perücken türmten sich auf dem Ladentisch – feuerrote, weißblonde, schwarze, graue.

Ich probiere diese, entschied das Mädchen, blickte sich rasch um und stülpte sich eine Perücke mit langem hellen Pony auf. Damit seh ich aus wie der dumme Iwanuschka! Sie nahm die weißblonde Perücke ab und setzte eine andere auf, mit schwarzen Locken.

Und jetzt – die reinste Baba-jaga! Nein, ich seh schon, das hilft auch nichts.

Das Mädchen zerrte die Perücke herunter, hätte sie dabei fast mittendurch gerissen, und ging zum Verkäufer. Der stützte sich mit den Ellbogen auf den Ladentisch und las in einem dicken Buch.

„Könnten Sie mir einen Rat geben? Ich suche ein Geschenk für meine Schwester, die gern gut aussehen möchte", bat das Mädchen.

Statt zu antworten, brach der Verkäufer in schallendes Lachen aus, wackelte mit dem Kopf und begann, ohne den Blick von dem Buch zu lösen, in seinen Taschen zu kramen. Nachdem er dort ein Taschentuch gefunden hatte, wischte er sich die Stirn und las weiter.

„Sagen Sie", das Mädchen berührte den Verkäufer am Ellbogen, „was ist in der Tüte dort?"

Der Verkäufer blätterte die Seite um und warf einen erstaunten Blick auf das Mädchen.

„In welcher Tüte? In der da? Unerwiderte Liebe."

„Sie... Sie scherzen wohl?"

„Bei der Arbeit scherze ich nie. Ich scherze überhaupt nicht." Er schob sich das Buch näher heran und lachte wieder schallend.

Das Mädchen wartete. Als das Lachen verebbte, fragte sie: „Glückliche Liebe haben Sie wohl nicht zufällig?"

Der Verkäufer riß sich vom Buch los und sah das Mädchen einige Sekunden schweigend an.

„Nein, zufällig – nicht", sagte er langsam, „aber ich an Ihrer Stelle würde diese nehmen, die liegt auch nicht auf der Straße herum."

„Kann ich sie mal anschauen?" Sie streckte die Hand nach der Tüte aus.

„Anfassen und probieren ist nicht erlaubt! Entweder Sie nehmen sie, oder Sie lassen es." Damit vertiefte er sich wieder in seine Lektüre.

„Ich nehme sie", sagte das Mädchen. „Was kostet sie?"

Die unerwiderte Liebe hatte ein junger Mann in den Gebrauchtwarenladen gebracht, und zwar der Wohnungsnachbar des Mädchens. Er hatte sich fast ein Jahr mit dieser Liebe herumgequält, war abgemagert, hatte nachts nicht mehr schlafen können und nach und nach seine Freunde verloren.

Schluß damit! hatte er sich eines Morgens gesagt. Ich muß endlich leben wie ein normaler Mensch. Von dieser verfluchten Liebe hab ich nichts als schlaflose Nächte. Ich verkaufe sie und schaffe mir dafür ein Aquarium mit Goldfischchen an. Und im Sommer mach ich Urlaub am Meer.

Warum war sie eigentlich so früh auf die Straße gegangen? Vielleicht wegen der Sonne? Die hatte direkt ins Fenster geschienen, und das war ganz unerklärlich, denn das Fenster ging nach Norden.

Die Wunder setzten sich fort. Die Bäume schrieben mit ihren kahlen Zweigen unverständliche Zeilen an den Himmel, ein Taxifahrer lachte über die rot geschaltete Ampel, eine blaue Kugel schwamm auf einer Eisscholle unbekannten Inseln entgegen, und vom Torbogen kam ihr der Nachbar entgegen.

„Guten Morgen", sagte der Nachbar.

„Guten Morgen", antwortete das Mädchen, aber plötzlich stockte ihr der Atem, und sie fühlte so einen Schmerz in der Brust, daß sie stehenbleiben mußte.

Der Nachbar hatte ein außergewöhnliches Gesicht. So beseelte, so kluge, so außergewöhnliche Augen. Bestimmt ist er sehr schüchtern, dachte das Mädchen, während sie die Treppe hinaufstieg, er grüßt immer so hastig und geht schnell weiter. Außerdem... er lebt ganz allein, wer kocht für ihn und räumt seine Wohnung auf?

In der Nacht fand sie keinen Schlaf. Manchmal döste sie kurz ein, fuhr aber gleich wieder auf und öffnete die Augen.

Was ist passiert? Irgendwas ist doch passiert, aber was? Ich war in dem Laden... ja, ja... dann dieser erstaunliche Morgen, und er kam mir entgegen.

Sie stand auf und ging barfuß im Zimmer hin und her, die Hände an die Brust gepreßt.

In aller Frühe lief das Mädchen in den Lebensmittelladen und kaufte Milch, Quark und Käse.

Was ist dabei? dachte sie, als sie an der Kasse das Geld aufhob, das ihr heruntergefallen war.

Was ist dabei? dachte sie wieder, als sie auf den Klingelknopf der Nachbarwohnung drückte und lauschte. Warum soll ich ihm nicht gefällig sein, schließlich sind wir Nachbarn.

Die Tür ging auf. Er stand auf der Schwelle und sah das Mädchen befremdet an.

„Da..." murmelte sie, „nehmen Sie. Ich mußte sowieso einkaufen gehen. Da hab ich gleich..."

„Danke", sagte der junge Mann verwirrt, „ich versteh bloß nicht...

Übrigens, ja natürlich, vielen Dank! Warten Sie, einen Augenblick." Er verschwand hinter der Tür, kam mit einem Portemonnaie zurück, zählte das Geld genau ab und hielt es dem Mädchen entgegen.

Früher war ihr die Zeit wie ein riesiges leeres Zimmer vorgekommen, in dem vereinzelte, obendrein unnütze Gegenstände herumlagen. Jetzt war jede Minute ausgefüllt. Zum Beispiel mit Gedichten – wieviel herrliche Gedichte es doch gab, und alle, fast alle waren über ihn, desgleichen Romanzen und Lieder, selbst Heldensymphonien.
Sie fand heraus, daß er Fußball- und Hockey-Fan war. Das merkte sie eines Abends, als aus der Nachbarwohnung die Stimme des Sportreporters herüberklang. Sie schaltete den Fernseher an und verpaßte seitdem keine einzige Sportsendung.
Bestimmt ist er für die in den dunklen Trikots. Die spielen sehr gut, da, wie schnell der Lange dort rennt, dachte das Mädchen. Auch die beiden kleinen Dicken sind sympathisch. Aber vielleicht ist er für die Hellen? Die geben sich solche Mühe, obwohl sie kein Glück haben... Was für ein Himmel heute abend, richtig sommerlich! Wie er mich heute gegrüßt hat und dann hinuntergerannt ist, immer drei Stufen auf einmal. Warum sagt man, unerwiderte Liebe mache unglücklich? Ich treffe ihn fast jeden Tag oder sehe ihn vom Fenster aus. Ich kann an ihn denken, soviel ich will.

Der Juli brach an, und der junge Mann rüstete zu seinem Urlaub am Meer.
Am Abreisetag, als er schon mit dem Koffer auf die Straße trat, wo ein Taxi wartete, fiel ihm plötzlich sein Aquarium ein.
Wer wird denn die Fische füttern? dachte er, zögerte einen Moment, lief wieder hinauf und klingelte bei seiner Nachbarin. Sie war nicht zu Hause, da riß der junge Mann ein Blatt aus seinem Notizblock und schrieb ein paar Zeilen, in denen er das Mädchen bat, einmal am Tag in seine Wohnung zu gehen und die Fische zu füttern. Den Zettel warf er zusammen mit seinem Schlüssel in ihren Briefkasten.

Einen ganzen Monat lang ging das Mädchen jeden Morgen auf Zehenspitzen in seine Wohnung. Anfangs fütterte sie bloß die Fische, als sie dann aber sah, daß der Tisch und die Bücher ganz eingestaubt waren, räumte sie das Zimmer auf, lüftete, wischte den Fußboden. Damit es gemütlicher aussehe, brachte sie aus ihrer Wohnung Grünpflanzen mit und stellte sie auf die Fensterbretter. Jeden Tag nahm sie die Zeitungen aus dem Briefkasten und stapelte sie auf dem Schrank.
Wie viele Bücher er hat! Wie viele Zeitungen er bekommt, dachte das Mädchen. Wie klug und gebildet er ist!
Als sie eines Abends von der Arbeit heimkam, sah sie in den Fenstern der Nachbarwohnung Licht. Sie jagte die Stufen hinauf und blieb außer Atem auf dem Treppenabsatz stehen.
Ich geb ihm jetzt gleich den Schlüssel zurück... Nein, soll er selber kommen. Er muß sich erst ausruhen von der Reise, seine Sachen auspacken, dann kommt er.
Nach anderthalb Stunden klingelte es. Zuerst bekam das Mädchen einfach nicht das Schloß auf, die Hände wollten ihr nicht gehorchen. Der junge Mann stand vor der Tür, braungebrannt und lächelnd. In den Händen hielt er das Aquarium.
„Das ist für Sie", verkündete er und trat ein. „Und ganz großen Dank. Die Wohnung ist überhaupt nicht wiederzuerkennen."
Das Mädchen schwieg. Der junge Mann ging in ihr Zimmer und stellte das Aquarium auf den Eßtisch.
„Als ich heute morgen nach Hause kam", fuhr er lächelnd fort, „habe ich zuerst einen Schreck gekriegt und gedacht, ich hätte mich in der Tür geirrt. Sie können sich gar nicht vorstellen, was Sie für mich getan haben. Sie haben mir geholfen, einen sehr wichtigen Entschluß zu fassen."
„Was für einen?" fragte das Mädchen leise.
„Wissen Sie, ich habe dort im Süden eine Frau kennengelernt. Und nun... kurzum, heute habe ich begriffen, daß ein Heim ohne Hausfrau kein Heim ist. Ich bin sofort zu ihr gegangen... Was haben Sie?"
„Nichts", sagte das Mädchen und ließ sich auf einen Stuhl sinken.
„Ich freue mich für Sie. Sie lieben sie wohl sehr?"
„Lieben? Ich weiß nicht. Dieses Spiel ist nichts mehr für mich. Aber ich kann doch nicht mein Leben lang allein bleiben."
„Und die Frau? Liebt diese Frau Sie? Ist sie glücklich?"
„Sie ist ein guter Mensch, sehr einsam. Sie braucht ein Heim. Ist das etwa wenig? Die Liebe – ist eine sehr lästige Sache. Sie verwüstet bloß die Seele und hinterläßt nichts als Bitterkeit und unerfüllte Verpflichtungen. Natürlich, Sie haben alles noch vor sich, schenke Gott Ihnen eine glückliche Liebe, aber wenn es nicht so kommt, dann ist es besser, sich im Leben gut einzurichten, als wegen einem Taugenichts schlaflose Nächte zu verbringen... Und die Fische – behalten Sie!"
Das Mädchen stand auf.
„Danke", sagte sie und fuhr mit der Hand über die Glaswand des Aquariums, „sollen sie bei mir bleiben, ich habe mich an sie gewöhnt. Und – herzlichen Glückwunsch."

Das Mädchen hielt das Aquarium mit beiden Armen umfaßt, preßte ihr Gesicht dagegen und weinte. Tränen rannen über die Wangen und liefen am Glas hinunter wie Regentropfen. Die Fische standen eng beieinander unbeweglich im Wasser, die Mäuler dem Gesicht des Mädchens zugekehrt.
„Ich brauche keine Liebe", schluchzte sie. „Er hat recht! Morgen gehe ich in den Laden und gebe sie zurück!"

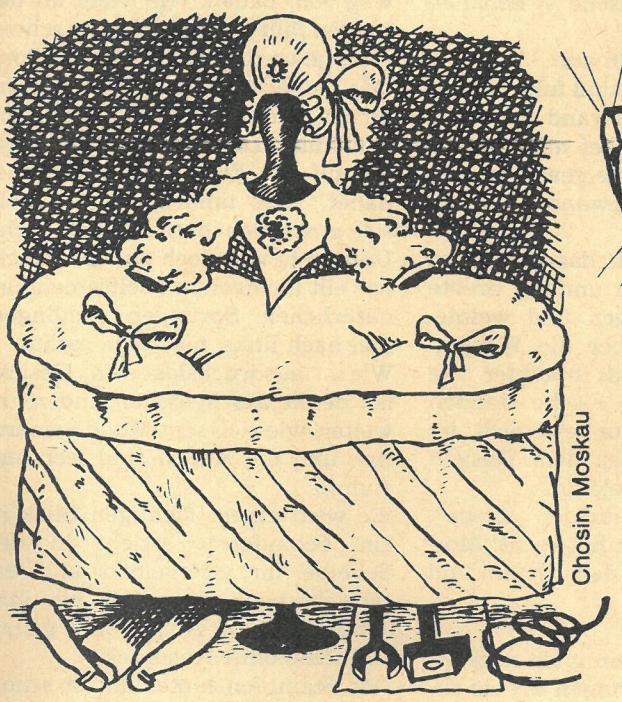
Der Verkäufer erkennt sie sofort.
„Ah, Sie sind's? Bringen Sie sie zurück?"
Ohne zu antworten, knallt das Mädchen die unerwiderte Liebe auf den Ladentisch.
„Aber nicht doch." Der Verkäufer schiebt die Tüte beiseite. „Sie war zu lange bei Ihnen, ein Verschleiß von mehr als fünfzig Prozent."
„Was haben Sie da? Vielleicht kann ich es brauchen?" ertönt aus dem Ladeninnern eine bekannte Stimme, und das Mädchen zuckt zusammen.
„Das ist nichts für Sie. Schauen Sie lieber links in das Regal, da sind zwei wunderschöne Messingleuchter", antwortet der Verkäufer und wendet sich wieder dem Mädchen zu. „Der junge Mann sucht ein Hochzeitsgeschenk", erklärt er.
Der junge Mann wühlt hinten im Halbdunkel weiter, da entdeckt sie plötzlich auf einem Stuhl an der Wand seine Aktentasche, die vertraute Tasche, deren Griff mit Isolierband umwickelt ist.
Der Verkäufer hat unterdessen das Buch aufgeschlagen, das vor ihm auf dem Ladentisch liegt. Sein Gesicht wird sofort traurig, die Mundwinkel ziehen sich herab. Er bewegt beim Lesen die Lippen, seufzt und schüttelt hin und wieder bekümmert den Kopf.
Die unerwiderte Liebe fest in die Faust gepreßt, schiebt sich das Mädchen seitlich an die Tasche heran, streckt die Hand aus, reicht aber nicht heran und macht noch einen Schritt. Jetzt hat sie die Tasche im Rücken. Ein seltsamer Laut erschreckt das Mädchen – der Verkäufer schluchzt hinter vorgehaltenen Händen. Ohne sich umzudrehen, ertastet sie den Taschenverschluß, drückt mit einem Finger das Schloß auf, öffnet die Tasche einen Spalt und läßt die Tüte mit der Liebe hineinfallen.
Die Schultern des Verkäufers zucken. Aus dem Ladeninnern erklingt Rascheln und Klirren. Leise stiehlt sie sich zur Tür hinaus.
Sie läuft die Straße entlang, nur weg vom Laden. Wie leicht ihr das Laufen fällt – der Körper ist schwerelos geworden, wie ein Luftballon. Das Laufen fällt ihr leicht, aber hinter ihr erschallt ein dumpfer, unangenehmer Laut, schwillt an, folgt ihr auf den Fersen, kommt immer näher, aber umdrehen, das weiß sie, umdrehen darf sie sich nicht. Und dreht sich doch um. Der Nachbar eilt ihr nach mit seltsamen, unnatürlichen Sprüngen, schlingert mal nach links, mal nach rechts.
Wie... ausdruckslos sein Gesicht ist, denkt das Mädchen und rennt weiter, wie sich sein Mund verzerrt hat, und die Augen sind leer und stumpf.
Sie wirft einen flüchtigen Blick in ein Schaufenster, sieht in der Scheibe ihr Spiegelbild und erschrickt noch mehr: Ich bin ihm ähnlich! Meine Augen sind genau wie seine ohne Ausdruck.
Das Stampfen hinter ihr ist schon ganz nahe. Das Mädchen saust um die Ecke, in eine enge unbekannte Gasse, aber nach wenigen Schritten hält sie inne. Am Ende der Gasse steht der Verkäufer und schüttelt den Kopf. Droht ihr mit dem Finger. Sieht sie an mit leeren stumpfen Augen. Genau solche Augen sind aus den Fenstern auf sie gerichtet, hinter Tüllgardinen, hinter dicken Vorhängen, hinter Scheibengardinen aus Gaze.
Die Fische wedelten sacht mit den Flossen, ohne sich von der Stelle zu rühren. Ihre Augen waren starr. Über die Glaswand des Aquariums lief ein schmaler Pfad. Es schlug Mitternacht. Dann ein Uhr. Dann zwei. Das Mädchen saß immer noch und hielt das Aquarium umfangen. Vor dem Fenster rumpelte eine Straßenbahn vorbei.

Der Verkäufer erkannte sie sofort.
„Ah, Sie sind's? Bringen Sie sie zurück?"
„Nein", sagte das Mädchen, „ich wollte nur wissen: haben Sie keine glückliche Liebe hereinbekommen?"
Der Verkäufer schüttelte den Kopf, drohte ihr mit dem Finger und sagte lächelnd:
„So ein hübsches Mädchen wie Sie braucht sich keine Liebe zu kaufen!" Damit klappte er das dicke Buch um, das vor ihm auf dem Ladentisch lag. „Übrigens, was haben Sie heute abend vor?"
„Ich weiß nicht", antwortete das Mädchen müde, „ich muß ein Hochzeitsgeschenk kaufen. Vielleicht haben Sie..."
„Leuchter?" unterbrach sie der Verkäufer. „Aber ja! Ich habe zwei wunderschöne Messingleuchter. Gleich hole ich sie."

HUMOR ★ Hüllenspektakel

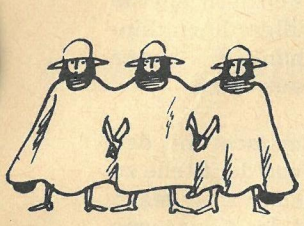
Die neugierigsten Frauen senken gern

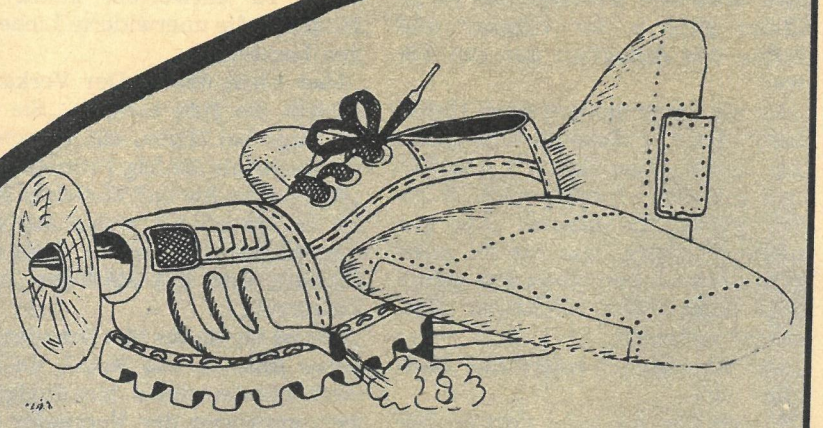
Ein Mädchen, kaum zwölf Moden alt. G. F. Lichtenberg



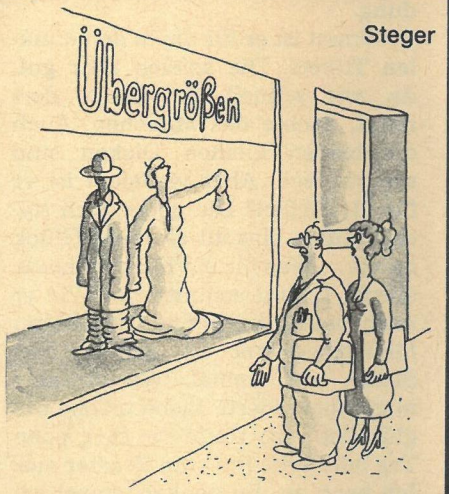
Chosin, Moskau

Entschuldigung an Mll. A. B.
Dein rosafarben neu Gewand,
gleichgültig hab ichs angeblickt.
Wenn mich ein herrlich Buch entzückt,
so seh ich nicht auf seinen Band.
A. G. Kästner





Steger



Steger

2 Wochenspruch

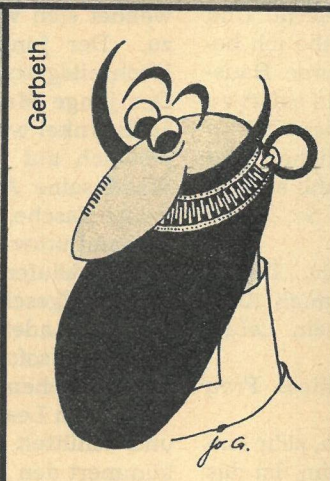
Mode kennt keine Strapazen!

Von der Macht des Wortes

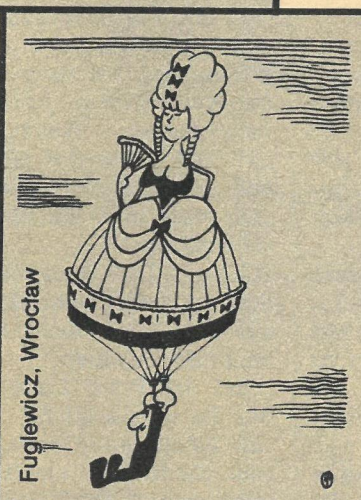
Sind Sie dick? Natürlich nicht! Heute ist niemand mehr dick oder fettleibig, sondern allenfalls stark.
Früher verstand man unter „stark" einen breitschultrigen Kerl voll strotzender Gesundheit, mit mächtigen Bizepsen. Heute ist das ein Sammelbegriff für alle, die zu viel wiegen. Einerlei, ob er 1,58 Meter groß ist und 139 Kilogramm wiegt oder ob er 1,39 Meter groß und 158 Kilogramm schwer ist. Er ist trotzdem nicht dick, nur stark. Sie können rund wie ein Ball sein, doch die Verkäuferin in der Konfektionsabteilung wird Ihnen taktvoll raten: „Entschuldigen Sie, meine Dame (oder mein Herr), Sie sind etwas stark. Leider haben wir nichts für Sie. Versuchen Sie es doch in der Abteilung ‚Zelte', zwei Etagen höher."
Niemand, der an Übergewicht leidet, wird zu hören bekommen, daß er zu dick sei. Dick ist ein unschönes Wort, das über andere zu sagen sich nicht gehört. Probieren Sie es doch einmal aus. Sagen Sie: „Einfach schrecklich, wie ich auseinandergegangen bin. Finden Sie nicht auch?" Man wird Ihnen mit Sicherheit antworten: „Aber, aber, keine Spur! Sie sind doch schlank wie eine Gerte. Sie wiegen

Eine Frau wirkt zur Not in jedem ausgezogenen Kleid.

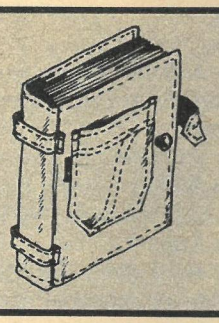
Schneider



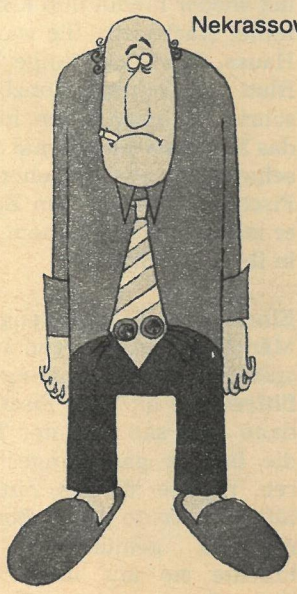
Gerbeth



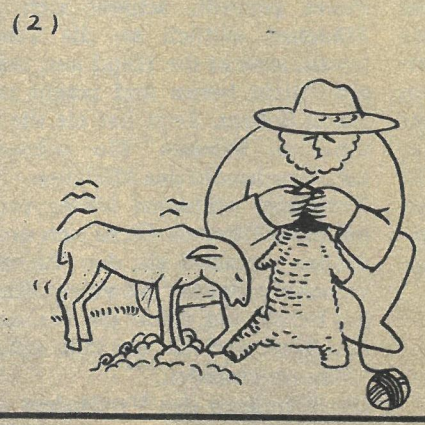
Fuglewicz, Wrocław

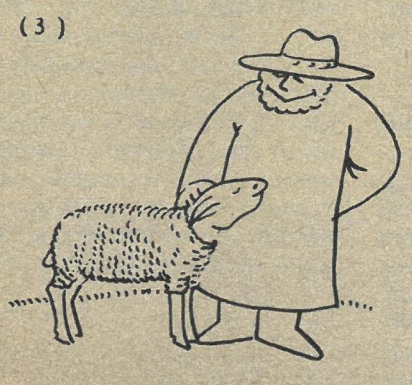


Gorbarukow, Moskau



Nekrassow





Schlegel

Die Menschen stellen sich im Verkehr mit ihren Mitmenschen nur zu häufig auf den falschen Standpunkt: Sie ärgern

Die Augen der Männer sind auf Äußerlichkeiten fixiert. Maxie Wander

Wer mit der Mode gehen will,

die Augen, nur um sich anschauen zu lassen. Marie de Sévigné

Viele Frauen beherrschen die Kunst, aus einem Nichts einen Hut, einen Salat, einen Flirt oder eine häusliche Szene zu machen. W. Chlarl

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Graphik: Martin Kotsch

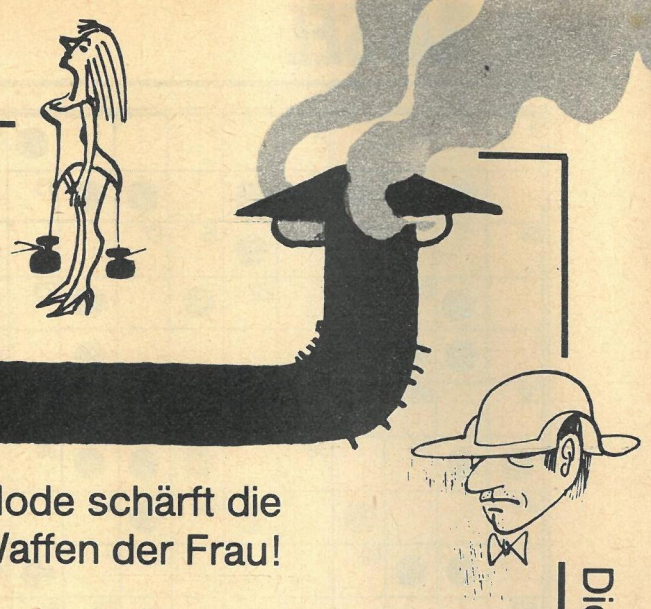
auf gar keinen Fall über 95 Kilogramm!"
Ein Fettleibiger ist noch dikker als ein Dicker. Wenn ein Mensch dick ist, so ist er höchstens stämmig, korpulent, mit großem elastischem Bauch. Ist er aber fettleibig, so heißt das, daß er schwabbelt wie Aspik. Fettleibig sein ist nicht sehr angenehm. Dann lieber dick.
Ein ganz garstiges Wort ist „feist". Man assoziiert da sofort ein Mastferkel mit einem roten Apfel in der Schnauze.

Aus den oben angeführten Überlegungen folgt also, daß Sie weder dick noch fettleibig und schon gar nicht feist sind. Möglicherweise sind Sie ein wenig stark. Und rote Bäckchen können einem sogar gut zu Gesicht stehen. Sie sind so appetitlich wie frischgebackene Brötchen. Rund, heiß, einfach zum Anbeißen...

gekürzt aus dem Russischen von Adeline Thomas

Sie mag nicht seine rauhen Krallen,
drum läßt sie nie die Hüllen fallen.
G. Rzehaczek

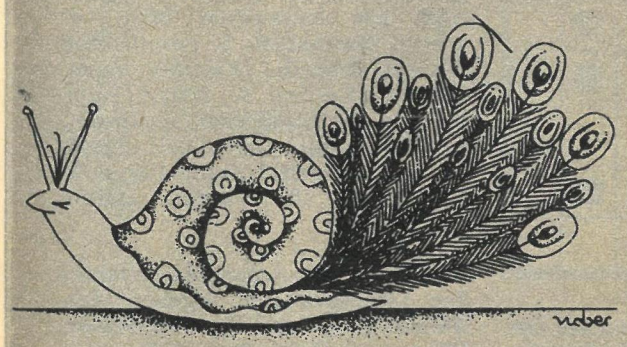
Manchmal glaubt man, Königin Mode hätte einen In der Krone gehabt.
F. Hannemann



Mode schärft die Waffen der Frau!

Ich seh den Morgen für Florenz schon grauen,
wo von den Kanzeln man wird untersagen,
daß frecher Mode sich die Frauen fügen
und tiefenthüllt zur Schau die Büste tragen.

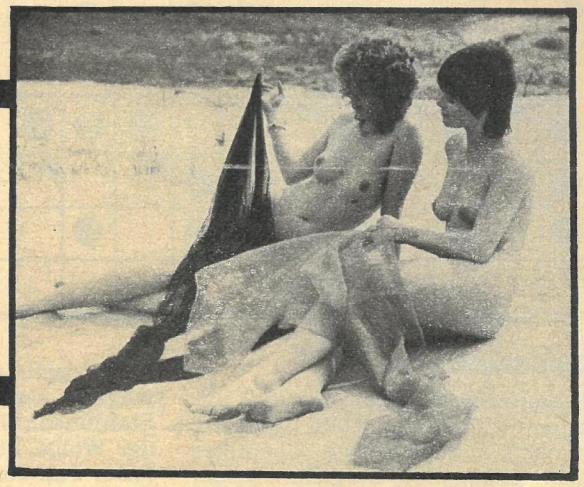
Dante



Über-Mode-diskutiert-man-nicht-man-trägt-sie!-Schneck von Vlaber

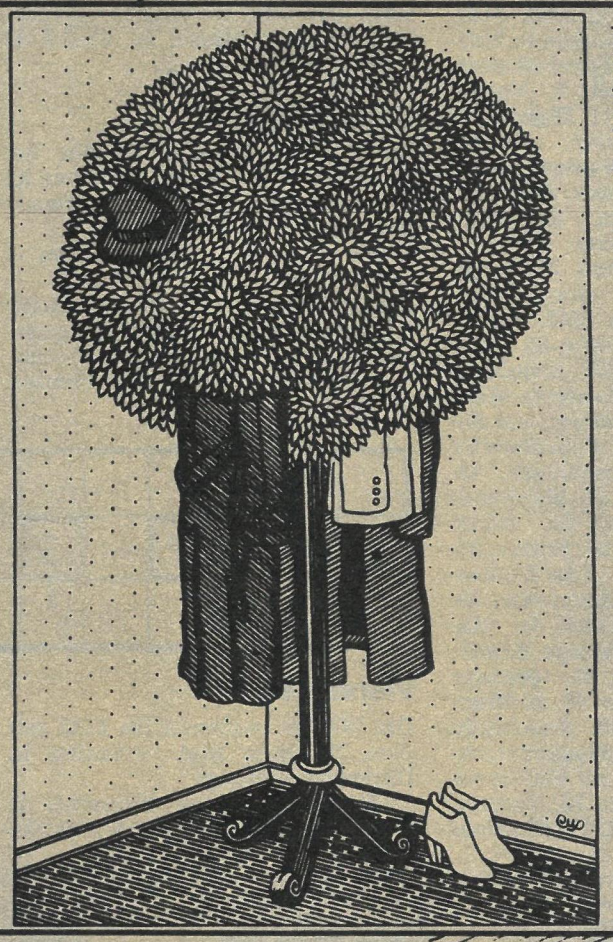
Iwanow, Moskau

Schmidt



Aus reinem Lob macht man kein Hemd!

Maistrenko



Maistrenko, Leningrad

Nekrassow, Moskau

Öffentliche Verschlußsache

Ein Bild des Jammers, schleich ich durchs Gelände,
verzagt, verspannt, verkrampft, verkrümmt, gebückt.
Fast sieht es aus, als gings mit mir zu Ende.
Ich bin, nun ja, aufs peinlichste bedrückt.

Ich habe weder Schmerzen noch Gebrechen,
ich hab kein angeknackstes Wadenbein,
nicht Hexenschuß und auch kein Seitenstechen,
kein Rheuma und erst recht kein Zipperlein.

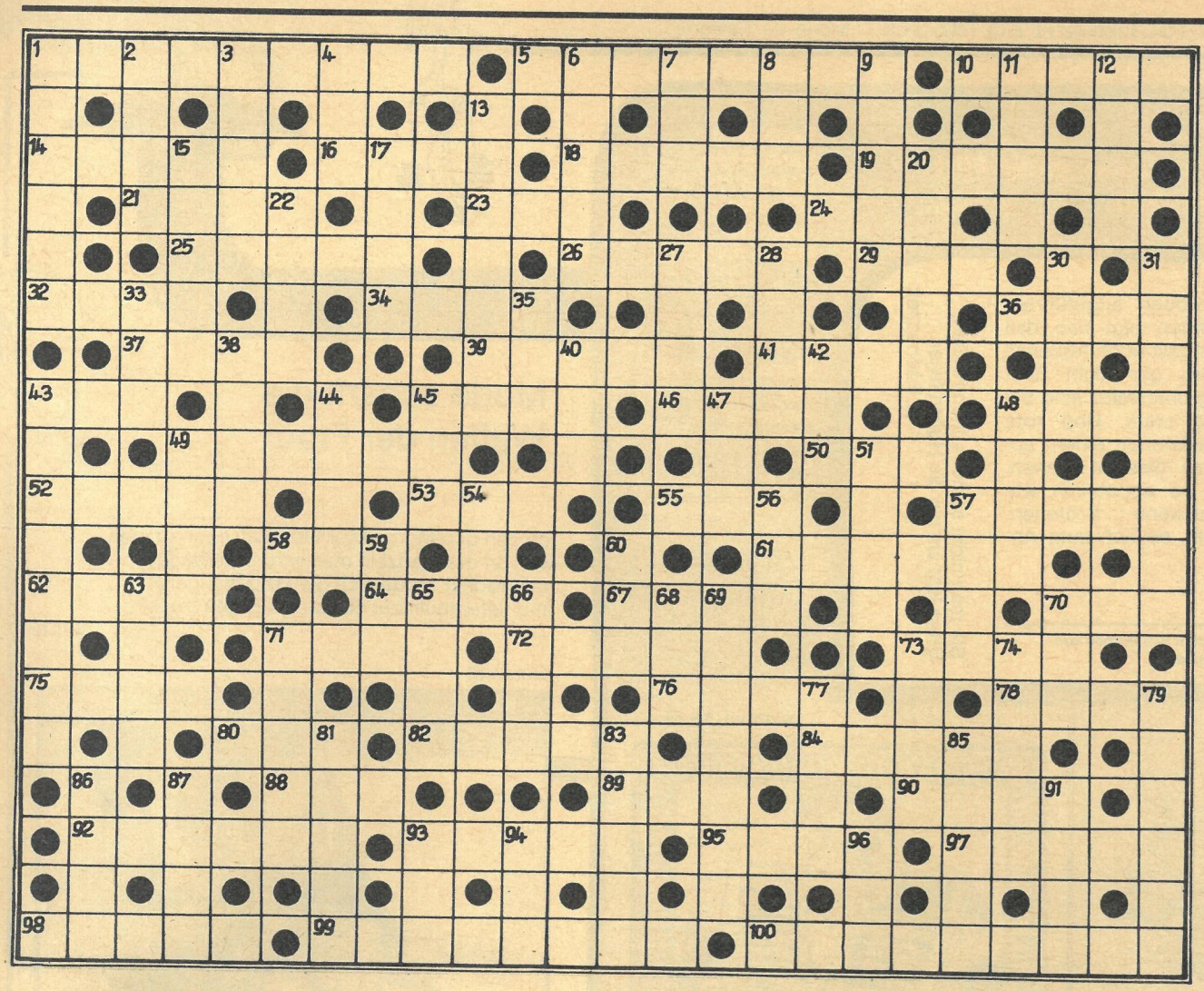
Ich leide keineswegs an Spondylose.
Ich bin gesund und heil, nur sehr verschreckt,
jedoch der Reißverschluß an meiner Hose,
der ist aus Plast. Und wieder mal defekt.

Ernst Röhl

sich, wo sie sich ergötzen sollten, sie erbosen sich, wo sie lernen sollten.
Raabe

Die Mode hat kurze, aber trainierte Beine. Der Kern mancher Nuß ist die Schale.

muß flinke Füße haben. Die Mode ist das von der Gesellschaft verzogenste Kind.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ.-sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde"), 5. bedeut. russ. Chemiker (gest. 1886), 10. Glasschmelzfluß, 14. Zaunteil, 16. banktechn. Begriff, 18. längster Strom Vorderindiens, 19. französ. Kartenspiel, 21. fruchtbarer Wüstenstrich, 23. koreanische Währungseinheit, 24. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 25. älteste latein. Bibelübersetzung, 26. Muse der Liebesdichtung, 29. Nekkar-Zufluß, 32. Backmasse, 34. svw. Verpflegung, 36. günstigster Zustand des Kulturbodens, 37. großer Raum, 39. Amtstracht, 41. Lasttier, 43. aromat. Getränk, 45. Hast, 46. Mädchenname, 48. Göttin der Zwietracht, 49. russ. Komponist (gest. 1857 in Berlin), 50. Monatsname, 52. Kreisstadt in Niedersachsen/BRD), 53. Skulptur des Naumburger Doms, 55. engl. Zahlwort, 57. Weser-Nebenfluß, 58. Wurfspieß, 61. svw. Heuschrecke, 62. Sammelbez. für eßbare Früchte, 64. Kreisstadt in Nordrhein-Westfalen/BRD, 67. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 70. engl. Insel, 71. Mädchenname, 72. ein Grundschulfach, 73. Fluß durch Leningrad, 75. Holzblasinstrument, 76. Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 78. Mädchenname, 80. Höhenzug des Weserberglandes, 82. Bartentfernung, 84. Wurfsportgerät, 88. Speisefisch, 89. Vorfahr, 90. Fußrücken, 92. westfranzös. Stadt, 93. Marktbude, 95. dichterisch: Atem, 97. svw. unbeweglich, steif, 98. feingeschliffenes Stahllineal, 99. Stadt am Oberlauf der Wolga, 100. sowj. Schriftsteller („Der Fall von Paris").

Senkrecht: 1. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 2. Wettspieleinrichtung, 3. griech. Sagengestalt, Sohn des Agamemnon, 4. saugende Strömung, 6. oberital. Provinzhauptstadt, 7. Augendeckel, 8. Vorgebirge 9. Grünfläche, 11. Planet, 12. Stacheltier, 13. sowj. Presseagentur, 15. größtes Waldgebiet der Erde, 17. Staat in Vorderasien, 20. künstl. Wasserstraße, 22. engl. Adelstitel, 27. schweizer. Rheinnebenfluß, 28. Vorzeichen, 30. Kopfschmuck, 31. erster sowj. Stadtkommandant Berlins 1945, 33. japan. Heiligtum bei Osaka, 35. sowj. Schachgroßmeister, 38. Schuhmacherwerkzeug, 40. albanische Währungseinheit, 42. Kurzform von Samuel, 43. russ.-sowj. Schriftsteller (gest. 1979), 44. Froschlurch, 45. französisch: Wasser, 47. Nordlandtier, 48. Nachtvogel, 49. starke Hitze, 51. Opernlied, 54. Erdart, 56. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 57. weibl. Bühnenrolle, 59. Bankensturm, 60. Stadt in Marokko, 63. bläschenförmige Krankheit der Mundhöhle, 65. törichter Mensch; Spaßmacher, 66. südfranzös. Bergbaustadt, 68. griechisch: neu, 69. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 70. Zeichen, 71. auf Säulen ruhender Etagenvorbau, 73. Untiefe, 74. altruss. Wegemaß, 77. Fluß zur Nordsee/BRD, 79. schriftliches Gesuch, 81. tschech. Schriftsteller (gest. 1923), 83. poln. Industriestadt, 85. ein Schwermetall, 86. altgriech. Philosophenschule, 87. Biene, 91. kultisches Gebot mancher Naturvölker; das Unberührbare, 93. internationaler Hilferuf, 94. Aussehen, Miene, 96. Fluß i. d. Steiermark/Österreich.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Seine – Preis – Inder – Lewa – Solo – Stil – Luft
Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter – in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die volkstümliche Bezeichnung für eine Maulwurfsgrille.

Silbenrätsel

Aus den Silben a – ard – ber – da – de – de – du – e – e – e – fa – fin – ger – i – in – kel – li – me – na – ner – ni – o – po – ra – rent – ri – sel – sur – tek – ter – the – tü – ur – zä sind 14 Wörter zu bilden.

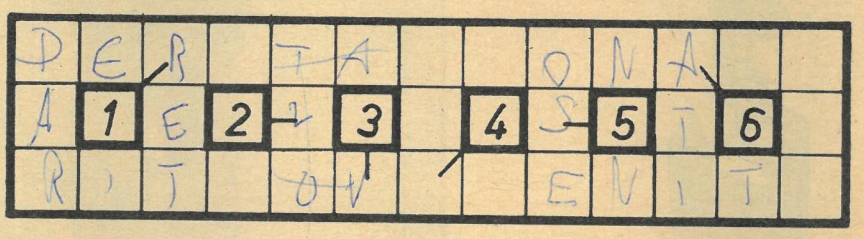
Die ersten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die dritten von unten nach oben gelesen, ergeben ein lettisches Sprichwort (ck = 1 Buchstabe):
1. Einschnitt, Pause in einer Verszeile, 2. Männername, 3. Sultanserlaß, 4. Schauspielhaus, 5. türkische Provinzhauptstadt, 6. unteritalien. Hafenstadt (i. d. Landessprache), 7. ein Brettspiel, 8. musikal. Übungsstück, 9. Eiland, 10. Teil der Hand, 11. Zuchttier, 12. Ruhegeldempfänger, 13. Hunderasse, 14. Fluß in der Georgischen SSR zum Schwarzen Meer.

Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. russ. Tabaksorte, 2. größte Stadt der Türkei, 3. Hafenstadt am Asowschen Meer, 4. griech. Hafenstadt, 5. preußischer Dichter französ. Abkunft (gest. 1838 in Berlin), 6. Name einer Gruppe der Nordfriesischen Inseln, 7. Staatsmann der DDR (gest. 1973), 8. indisches Nationalepos, 9. Nichtleiter, 10. französ. Kaiser (gest. 1821).

Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen eines russisch-sowjetischen Pflanzenzüchters (gest. 1935).

1	M	A	C	H	O	R	
2	I	S	T	A	N		
3	T	A	G	A			
4	S	A	L	O	N	I	
5	C	H		M	I	S	S
6	H	A	L	L			
7	U	L			I	C	H
8	R				J	A	N
9	I	S	O	L			
10	N		P	O	L		



Viereckleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Rückzug; Flucht (französ.), 2. chemische Stromquelle, 3. französ. Humanist und Schriftsteller des 15./16. Jh., 4. buntgestreifte Schürzenstoffe, benannt nach Siam, dem früheren Namen für Thailand, 5. kleine, spieltechnisch einfache Sonate, 6. ein Mineral.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

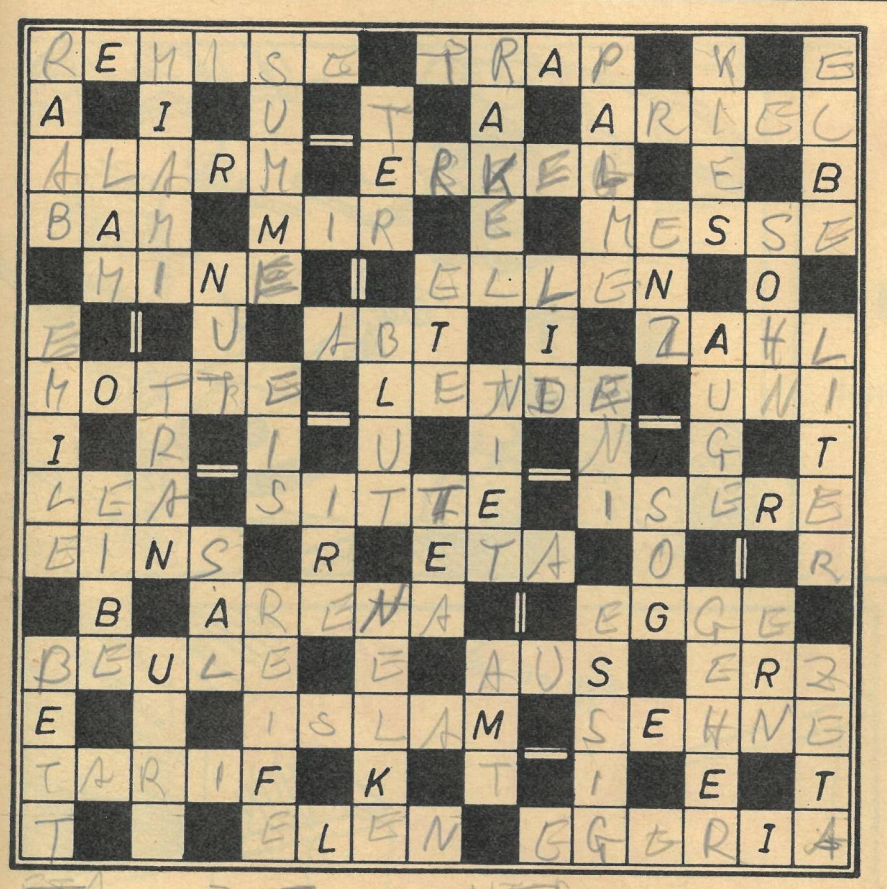
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



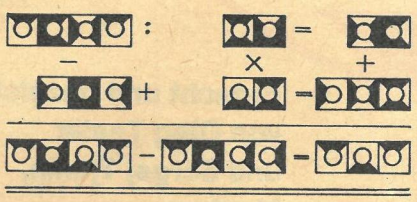
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Luftgeist in Shakespeares „Sturm", 2. Ruf zur Bereitschaft, 3. Klostervorsteher, 4. Kampfplatz, 5. Begriff beim Fußballsport, 6. Behörde, 7. Sinnesorgan, 8. Kurzwort für die Baikal-Amur-Magistrale, 9. Delle, 10. Schlafmöbel, 11. Körperflüssigkeit, 12. ungar. Komponist des 19. Jh., 13. Mädchenname, 14. Zahlwort, 15. griech. Buchstabe, 16. landwirtschaftl. Gerät, 17. metallhaltiges Mineral, 18. svw. Elch, 19. altröm. Quellnymphe, 20. Vorname Zolas, 21. Nadelbaum, 22. Gefrorenes, 23. französisch: Sommer, 24. japan. Maler des 13. Jh., 25. Würzflüssigkeit, 26. Neckar-Nebenfluß, 27. Hausflur, 28. mitteleurop. Strom zur Nordsee, 29. Leichtathlet, 30. Rhône-Nebenfluß, 31. oriental. Religion, 32. europ. Inselbewohner, 33. grober Sand, 34. Körpergegend, 35. Mädchenname, 36. poln. Schriftsteller des 19. Jh., 37. Augendeckel, 38. Hohlmaß, 39. russisch: Frieden, 40. Musterschau, 41. Bergwerk, 42. Kleiderschädling, 43. Badeort in Florida, 44. Rille, Falz, 45. Warta-Nebenfluß, 46. Blume, 47. Verbindungsbolzen, 48. baumartige Tropenpflanze, 49. Wagenschuppen, 50. Donau-Nebenfluß, 51. Zustand der Erntefähigkeit bei Gemüse, Getreide und Obst, 52. Farbabstreicher, 53. Maler der DDR, 54. bindegewebiges Endstück eines Muskels, 55. Don-Nebenfluß, 56. Endbetrag, 57. saugende Strömung, 58. naher Verwandter, 59. eine Schießsportdisziplin, 60. Lohn-, Frachtsatz, 61. Fischfett, 62. englisch: Tee, 63. einfarben, 64. Oka-Nebenfluß, 65. ein Grundbegriff der Mathematik, 66. griech. Buchstabe.

Raten und Rechnen

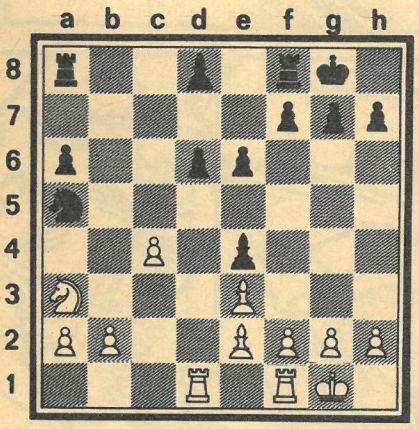
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



SCHACH
Männer-WM: „Tor" 1

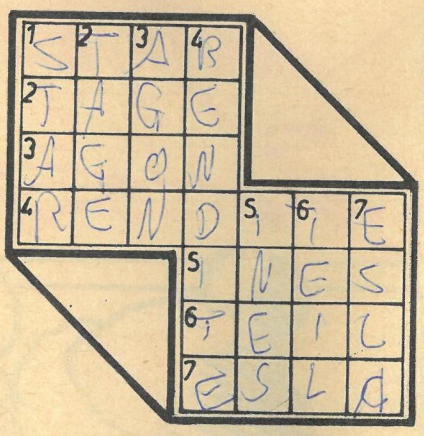
SIZILIANISCH, Karpow (UdSSR) – Kasparow (UdSSR), Moskau '84, 3. Partie: **1. e4 c5 2. Sf3 e6 3. d4 cd 4. S:d4 Sc6 5. Sb5 d6 6. c4 Sf6 7. Sc3 a6 8. Sa3 Le7 9. Le2 0-0 10. 0-0 b6 11. Le3 Lb7 12. Db3 Sa5 13. D:b6 S:e4 14. S:e4 L:e4 15. D:d8 L:d8 16. Tad1 d5 17. f3 Lf5 18. cd ed 19. T:d5 Le6 20. Td6 L:a2 21. T:a6 Tb8 22. Lc5 Te8 23. Lb5 Te6 24. b4 Sb7 25. Lf2 Le7 26. Sc2 Ld5 27. Td1 Lb3 28. Td7 Td8 29. T:e6 T:d7 30. Te1 Tc7 31. Lb6 Schwarz gab auf.**

Zum Diagramm: Hier überlegte Garri Kasparow, mit Schwarz am Zug, 47 Minuten. Er entschloß sich zu dem Bauernopfer **16. ...d6-d5,** was allerdings nicht den erhofften Erfolg brachte.



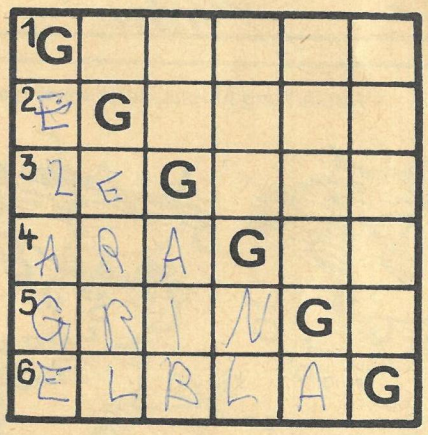
Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Singvogel, 2. Teil der Woche (Mz.), 3. altgriech. Wettkampf, 4. svw. Verzinsung, Ertrag, 5. spanischer Mädchenname, 6. Stück vom Ganzen, 7. Nebenfluß des Duero.



Füllrätsel

Waagerecht: 1. langgestreckte Grube, 2. Titelgestalt bei Goethe, 3. Kammeidechse im trop. Amerika, 4. französ. Schriftsteller („Die Glokken von Basel"), 5. abschätzige spanische Bezeichnung für die Nichtromanen in Südamerika, 6. Stadt im Norden Polens.
Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für eine ausgedehnte Zecherei.



Auflösungen aus Heft 22/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Präambel(57), Epe(25), Aar(5), Bela(15), Uhr(77), Trage(75), Acker(1), Etui(20), Rerik(59), Donar(17), Marone(42), Galilei(30), Roma(61), ars(7), Al(10). Ren(63), Maar(44), Ice(33), Aare(11), Werchojansk(78), Lias(39), Sud(71), Test(73), Erl(29), Ne(50), Lee(37), Road(65), Maigret(46), Orange(53), Ralle(68), Liege(41), Atta(3), Reede(66), Elmar(23), Nie(51), Esel(27), Ala(8), Ana(13), Siegmund(69).
Senkrecht: Pfund(56), Ähren(4), Matura(43), Bari(14), Era(21), Elain(26), Packer(58), Ohr(55), Beeren(16), Gral(31), Edamer(19), Tag(74), Roi(67), Odra(54), Milch(48), Laich(38), Orakel(52), Anette(12), Ampler(2), Sawala(70), Res(62), Eos(24), Kader(36), Ast(9), Junge(35), Ironie(32), Seal(72), Mangel(47), Dolden(18), Mae(45), Igel(34), Ertrag(28), Tat(76), Riesa(64), Laneu(40), Elend(22), Aale(6), Rio(60), Mai(49).

Magisches Zahlenquadrat.
9,48,27,66,45; 72,36,15,54,18; 33.12.51,30.69.
Senkrechte: 9,60,21,72,33; 48,24,75,36,12; 27,63,39,15,51; 66,42,3,54,30; 45,6.57,18,69.
Diagonale: 9,24,39,54,69; 33,36,39,42,45.

Waagerechte: 21,75,39,3,57; 60,24.63,42,6;

Silbenrätsel: 1. Eber, 2. Ibis, 3. Narbonne, 4. Narwa, 5. Atelier, 6. Relais, 7. Remise, 8. Schiller, 9. Parterre, 10. Rondo, 11. Indianer, 12. Christine, 13. Harke, 14. Tante. – „Ein Narr spricht, ein Weiser denkt".

Vom Kern zum Wort: 1. Kleider, 2. Annonce, 3. Rapiere, 4. Triller, 5. Adresse, 6. Uljanow, 7. Starter, 8. Eieruhr. – Kartause.

Raten und Rechnen:

4725	–	3288	=	1437
+		:		–
1059	+	137	=	1196
5784	:	24	=	241
–		×		+
2109	+	53	=	2162
3675	–	1272	=	2403

Hier wird gestrichen: Gro(ll), (So)ße, Wo(ge), (Ge)rte, (K)und(e), Fed(in), (K)ern(e), Ge(ra), Hen(ne), (A)vi(s), (S)ele(n), (R)auf(e), (S)ein(e), (Na)pf, (R)und(e): Große Worte und Federn gehen viele auf ein Pfund.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10) aus Heft 20/1984

Waagerecht: 1. Baum, 5. Prawda, 10. Prototyp, 16. Ulrike, 17. Raul, 18. Uelen, 19. Tar, 20. Ilmensee, 21. Os, 24. Aden, 25. Anke, 27. Ali, 28. nass, 29. Ries, 31. Orel, 32. Aston, 35. Na, 37. Mal, 40. Eis, 41. Om, 43. Verdi, 44. Dau, 46. Aar, 47. Ehe, 49. Karawane, 51. SU, 52. Ni, 53. Sen, 54. Inge, 56. Dag, 58. Blau, 59. Trosse, 62. Irak, 64. Ain, 65. Ried, 67. Uwe, 68. Rh, 70. IL, 71. Jenissej, 73. Moa, 74. Ren, 75. SOS, 77. Miami, 78. si, 79. Ede, 80. Oka, 82. ME, 84. Karat, 86. Roer, 89. Rial, 90. Teig, 92. iso, 94. Nugr, 95. Peri, 96. el, 97. Sonatine, 100. Lid, 101. Saum, 104. Adele, 106. Abel, 107. Wassilissa, 109. Glasunow, 110. Lisene, 111. Dagestan.

Senkrecht: 1. Bu, 2. Alter, 3. Uran, 4. Mir, 5. Peene, 6. Arie, 7. Wal, 8. Dumas, 9. Ale, 10. Pusan, 11. Reel, 12. Olein, 13. Te, 14. Onon, 15. Perseiden, 22. Sabrina, 23. Trud, 24. Asa, 25. Arsen, 26. Klee, 30. Emu, 32. Askese, 33. Tor, 34. Omar, 36. Ave, 38. Laub, 39. Ariadne, 42. Carrara, 45. Alai, 48. Hit, 50. Ans, 53. Sowjet, 55. Giro, 56. Dramaturg, 57. Geranie, 60. Rue, 61. Ero, 63. Kino, 66. Ossa, 69. Hader, 71. Jim, 72. Sir, 73. Meru, 75. Sai, 76. Soliman, 81. Krisis, 83. Eisen, 84. Konew, 85. Alibi, 87. Ogowe, 88. ledig, 91. Glas, 93. Solo, 94. Nele, 95. Pisa, 98. Tal, 99. Nes, 100. LSD, 102. Ast, 103. USA, 105. Du, 108. Ie. – Ulug Beg – Herrscher von Samarkand.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Ingrid Hobritz 5232 Buttstädt
2. Preis:	75,– M	Bärbel Pilz 8800 Zittau
3. Preis:	50,– M	Gertrud Hertel 5300 Weimar
4. Preis:	25,– M	Otto Richter 4522 Coswig

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

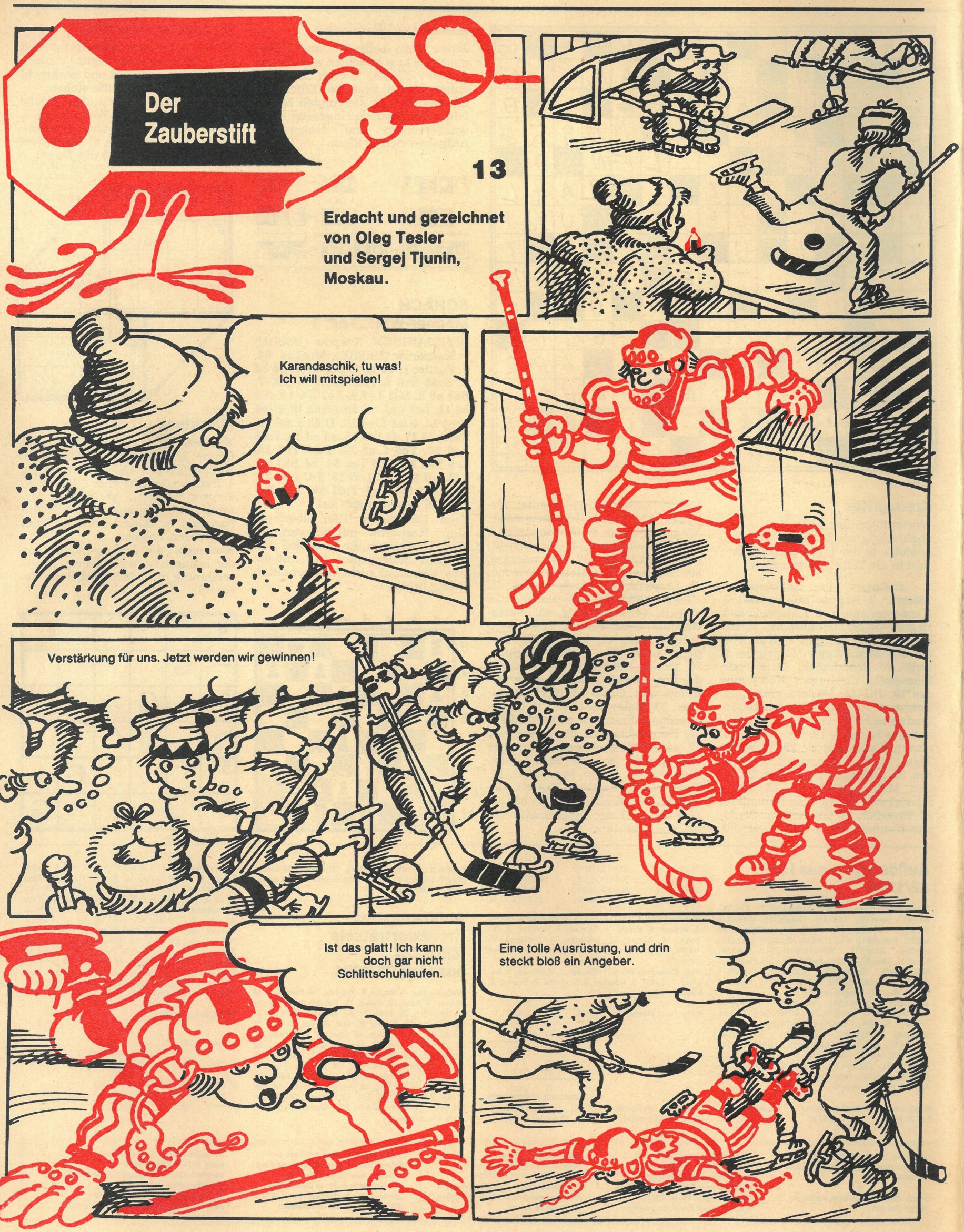
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

13

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.



Wonloje, der allwissende Alte

Es war einmal ein überaus kluger alter Mann. Er wußte alles auf der Welt und konnte jede Frage beantworten. Die Leute nannten ihn achtungsvoll den alten Allwissend.
Sein Vater war Lastträger. Die Familien der Lastträger wohnten auf Booten, die Dschunken genannt wurden. Wonloje war auf solch einem Boot geboren. Schon früh lernte er die Seeleute kennen, und sie nahmen ihn oft auf ihre Fahrten mit. So sah er schon als kleiner Junge viele ferne Länder, und er lernte früh, ein Schiff zu steuern. Später lernte er, in die Meerestiefen hinabzutauchen und tagelang unten zu bleiben. Die Unterwasserwelt wurde ihm vertraut. Nun wollte er auch zu Lande reisen. Jahrelang wanderte er durch viele Länder und sah, wie die Völker lebten. Und da er ein höflicher Mann war, fand er überall Arbeit und Hilfe bei den Menschen. Er lernte viele Sprachen und las die weisen Bücher aller Völker. Oftmals hörte er zu, wenn erfahrene Leute erzählten. Besonders gern lauschte er zweihundertjährigen Greisen.
Als er selber alt wurde, wußte er alles auf der Welt. Sein Ruhm ging durch das ganze Reich. Auch der Kaiser hörte von dem alten Wonloje und erließ einen Ukas[2]):
„Ein Mensch, der sehr viel weiß, ist gefährlich für die Ruhe des Reiches. Daher befehle ich, den alten Wonloje festzunehmen und hinzurichten. Der Kaiser."
Soldaten wurden ausgeschickt, um Wonloje zu suchen, aber sie konnten ihn nicht finden, denn jedes arme Haus gab ihm sichere Zuflucht.
Um diese Zeit schickte ein überseeisches Land dem Kaiser einen Rätselstab. Er war aus einer unbekannten Holzart gefertigt und blank wie Porzellan und hatte keine Maser. Der überseeische Kaiser bat, herauszufinden, wo das Ende des Stabs und wo das Wurzelteil sei.
Der Kaiser berief alle Weisen seines Hofes zu sich, doch keiner vermochte das Rätsel zu lösen. Da ergrimmte der Kaiser und sprach: „Wenn ihr mir binnen drei Tagen nicht antwortet, werden eure Köpfe die Palastmauern zieren!"
Aber auch nach drei Tagen vermochte keiner der Weisen die Frage zu beantworten. Der Kaiser ließ seine drei obersten Ratgeber hinrichten. Die Leute meinten, das Rätsel könne nur von dem allwissenden Wonloje geraten werden.
Da begab sich der alte Wonloje zum Kaiser und sprach: „Großer Gebieter, du hast mich vergeblich suchen lassen, und jetzt komme ich von selbst zu dir, um die Ehre unseres Reiches zu retten."
Der Kaiser wunderte sich sehr, daß der alte Wonloje, den er hatte hinrichten wollen, zu ihm gekommen war. Er nahm ihn höflich auf und sprach: „Wenn du das überseeische Rätsel löst, setze ich den alten Ukas außer Kraft und mache dich zu meinem obersten Ratgeber."
Der alte Wonloje verlangte, daß tags darauf viel Volk in den Palast geholt werde. Der Kaiser willigte ein. Am nächsten Tag war der große Palast voller Menschen. Wonloje nahm den Stab, sah die überseeischen Gesandten an und sagte: „Ich werde euer Rätsel mit Hilfe eines Seidenfadens und einer Stahlnadel lösen." Er nahm den Faden, maß die Länge des Stabes, legte den Faden zusammen und hielt ihn halblang an den Stab.
„Hier ist die Mitte des Stabes", sagte der Alte. Die Leute lärmten zustimmend. „Mit Hilfe des Fadens habe ich das Herz des Stabes gefunden, und nun werde ich die Nadel hineinbohren!" Und er stieß die Nadel genau in die Mitte des Stabes. Die überseeischen Gesandten sahen dem Alten gespannt zu. Er hob nun den Rätselstab am Faden hoch. Aber er war nicht im Gleichgewicht, das eine Ende senkte sich herab!
„Seht ihr", sagte der Alte, „dieses Ende ist leichter, es ist der Wipfel, das andere Ende ist schwerer, es ist das Wurzelteil."
Das Volk lärmte beifällig, die Gesandten aber ließen den Kopf hängen und gingen.
Der Kaiser fand, daß der alte Mann für das Reich sehr nützlich sei, und ernannte ihn zu seinem obersten Hofratgeber. Ein paar Monate darauf brachten die Gesandten eines anderen überseeischen Landes dem Kaiser ein ungewöhnliches Tier. Es sah so aus wie eine Maus, war aber so groß wie ein Stier. Niemand wußte zu sagen, was für ein Tier das war. Wieder sollte der alte Wonloje das Rätsel lösen. Er kam, sah das Tier an und lachte. In seiner Jugend hatte er in einem fernen westlichen Land diese ungewöhnlichen Mäuse gesehen. Wieder bat er den Kaiser, für den nächsten Tag viele Leute in den Palast einzuladen, dann wolle er das überseeische Rätsel lösen.
Tags darauf kam der alte Wonloje in den Palast und hatte eine Katze im Ärmel versteckt. Er trat zu dem Käfig mit dem sonderbaren Tier, sah die Gesandten an und sagte lächelnd: „Das ist eine Maus besonderer Art."
Die Gesandten aber murrten. Der oberste Gesandte sprach: „Wie willst du beweisen, daß es eine Maus ist?"
Da ließ der alte Wonloje die Katze aus dem Ärmel. Das gewaltige Tier prallte zurück und piepste ängstlich. Die Katze stürzte sich furchtlos auf die Maus und packte sie mit den Zähnen an der Nase. Das Tier wehrte sich nicht einmal.
Das Volk lärmte beifällig. Die Gesandten aber ließen den Kopf hängen und gingen.
Etliche Monate verstrichen. Und wieder schickte ein überseeisches Land dem Kaiser ein Rätsel. Diesmal war es ein seltsames Insekt, das im Käfig saß. Es sah aus wie eine Mücke, war aber so groß wie ein Adler. Und wieder sollte Wonloje das Rätsel lösen.
Der weise Alte hörte dem Kaiser zu wie einem kleinen Kind, das noch nichts von der Welt gesehen hat als Hühner im Hof. Er lachte und sprach: „Hole das Volk zusammen, morgen will ich auch dieses Rätsel lösen."
Tags darauf kam der alte Wonloje mit einer Tabakspfeife in den Palast. Er sah die Gesandten an und sagte: „In euerm Käfig sitzt eine giftige Mücke besonderer Art."
Aber die Gesandten sagten kopfschüttelnd: „Wie willst du beweisen, daß es eine Mücke ist?"
Da zündete der Alte seine Pfeife an, nahm einen Mund voll Rauch und blies ihn gegen das sonderbare Insekt. Die Mücke krümmte sich und fiel auf den Boden des Käfigs.
Das Volk lachte. Auch der alte Wonloje lachte. Die überseeischen Gesandten aber ließen den Kopf hängen und gingen.
Der Kaiser trat zu dem weisen Alten und fragte:
„Sage mir, Wonloje, wer hat dich das alles gelehrt?"
„Ich habe es vom einfachen Volk gelernt, von den einfachen Menschen aller Völker. Mein Sieg ist ein Sieg des Volkes."
Seither nennt man einen Menschen, der sehr viel weiß, bei uns Wonloje, das bedeutet Allwissend.

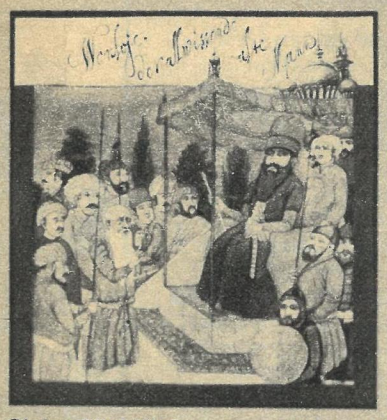
Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

[2]) Erlaß, Anordnung, die im zaristischen Rußland vom Zaren oder der Regierung ausging und Gesetzeskraft hatte.

Die Dunganen

sind eine Völkerschaft, die zum größten Teil (3,5 Millionen) in der Volksrepublik China lebt. Für 52 000 Menschen[1]), die ihrer Nationalität nach Dunganen sind, ist die Sowjetunion Heimat.

Dunganisches Märchen



Siehe Rücktitel

Die Dunganen Sowjetisch-Mittelasiens stammen aus den chinesischen Provinzen Schensi, Gansu und Sinkiang. Sie sind nach Niederschlagung des Dunganenaufstands (1862–1877) mit Einverständnis der zaristischen Regierung 1877/78 aus China nach Rußland übergesiedelt. Der Aufstand der Dunganen richtete sich gegen die nationale Unterdrückung durch die chinesisch-mandschurischen Feudalherren und die Dynastie Zin. Leiter des Aufstands war seit Ende der sechziger Jahre Byj Jan-chu, ein dunganischer Bauer; seine Nachkommen leben heute in der Kasachischen SSR (in den Siedlungen Karakupus und Schor-Tjuba) und in der Kirgisischen SSR (Iwanowka).
Die sowjetischen Dunganen besitzen ihre eigene Schriftsprache, die in den vergangenen hundert Jahren auf der Grundlage des Gansu-Dialektes entstanden ist; das moderne dunganische Alphabet basiert auf der kyrillischen Schrift. In Frunse erscheint eine Zeitung in dunganischer Sprache, auch Bücher werden regelmäßig gedruckt. In der Volksrepublik China ist noch keine als Buch herausgegebene Sammlung dunganischer Märchen erschienen, das hier veröffentlichte Märchen stammt aus einem der drei Bücher mit Märchen der Dunganen, die in Kirgisien und Kasachstan leben.
Die Dunganen, die auch unter der zaristischen Regierung in unglaublicher Armut lebten, sind heute gleichberechtigte Bürger der großen sowjetischen Völkerfamilie. Ein dunganisches Sprichwort sagt: Es gibt keinen Boden, den ein Bauer nicht zum Leben erwecken kann. Die Erträge der Dunganen Sowjetisch-Mittelasiens bei Reis, Baumwolle, Luzerne, Zuckerrüben, Tabak, Arzneimohn sind inzwischen im ganzen weiten Sowjetland sprichwörtlich.

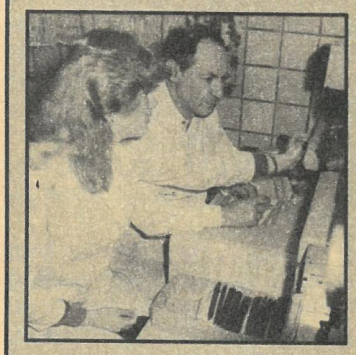
Gisela Reller

[1]) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

Im Colorlabor

Fast ein Jahr ist es her, daß eine Jugendbrigade in der Filmfabrik Wolfen meinen Namen trägt (FREIE WELT berichtete darüber in Heft 26/83). Vor kurzem war ich zu Besuch in Wolfen und konnte alle Mitglieder „meiner" Brigade kennenlernen. Ihr aufrechtes Wesen, ihr Fleiß und ihre Gewissenhaftigkeit beeindruckten mich. Ich ließ es mir nicht nehmen, eine Initiativschicht zu Ehren des 35. Jahrestages der DDR mitzumachen (unser Foto). Das sollte ein bescheidener Beitrag zu den Erfolgen der Brigade sein. Hoffentlich ist er mir auch gelungen. Etwaige Reklamationen müssen dann eben nach Moskau gehen...

Wladimir Gall, Moskau



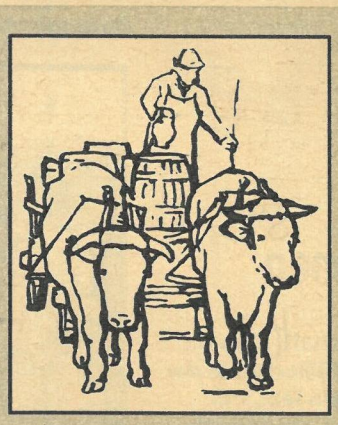
Dankeschön!

Ich gehörte zu den Gewinnern der Leseraktion „Nachgedacht und mitgemacht", die am 21. September einen erlebnisreichen Tag in Berlin verbrachten. Vielen Dank – der Aufenthalt war vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft hervorragend organisiert. Besonders beeindruckend war für mich die Begegnung mit dem Präsidenten der Gesellschaft, Erich Mückenberger, und der Besuch der Volkskammer.

Jürgen Schmidt, Parchim

Hopfen und Malz

Der Bericht über die Bierproduktion in der ČSSR (KONKRET, FW 21/84) gibt mir Anlaß, auf eine besondere Sehenswürdigkeit hinzuweisen: das Bierbrauereimuseum in Plzeň, das ich während des Urlaubs vor kurzem besuchte. Zu den vielen Exponaten gehört als Seltenheit eine mittelalterliche Schmachhalsbinde, die jenen Mälzern um den Hals gelegt wurde, die schlechtes Malz herstellten und ungutes Bier brauten. Man kann



hier auch die interessante Entwicklung der Trinkgefäße von der Pilsner Keramik aus dem 14. und 15. Jahrhundert über Zinnkrüge bis zu Ton-, Porzellan- und Glaserzeugnissen verfolgen.

Erich Fröhlich, Berlin

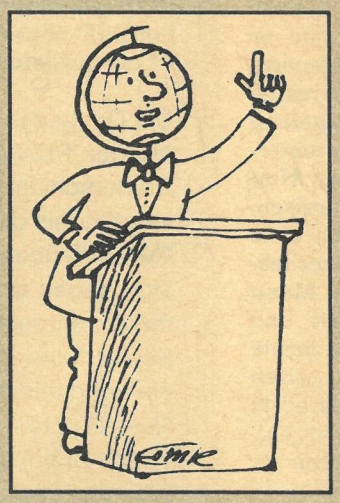
Auch über die Anfänge des Biertransports erfährt man dort einiges, wie unsere Abbildung aus einem Prospekt des Museums zeigt.

Nachhilfestunde

Ein kleiner Hinweis, um unseren Kindern auch in heiteren Bildgeschichten richtige Begriffe zu vermitteln: Wenn sich Mitja in der Folge 10 (FW 20/84) schon damit blamiert, daß er seinen Zauberstift benutzt, um selbst faul zu sein, ist es für die Lehrerin noch viel blamabler, wenn sie nicht weiß, daß es den Dschungel nur in Indien gibt.

Armin Körner, Leipzig

Die Lehrerin gibt ihren Irrtum selbstkritisch zu und hat sich für einen Weiterbildungskursus in Geographie angemeldet.



Wiedererkannt

Auch ich habe Luise Ermisch im Rahmen Ihrer Suchaktion „Ich war dabei" wiedererkannt („Eine lebende Legende", FW 20/84). Während der Jahre 1947–1950 übte ich im Stadtverband Halle die Funktion der Kreissekretärin des DFD aus. In dieser Zeit warben wir für unsere Frauenorganisation neue Mitstreiterinnen. Bei einem Besuch im Halleschen Kleiderwerk lernte ich Luise Ermisch kennen. Sie arbeitete dort als Damenschneiderin. Im persönlichen Gespräch mit ihr erklärte sie sich sofort bereit, Mitglied des DFD zu werden. Sehr groß war meine Freude, als sie später „Held der Arbeit" wurde. Ihren weiteren Weg verfolgte ich voller Stolz auf sie und alle anderen Frauen, die ihre ganze Kraft für die Entwicklung der DDR gegeben haben.

Hilde Resch, Dresden

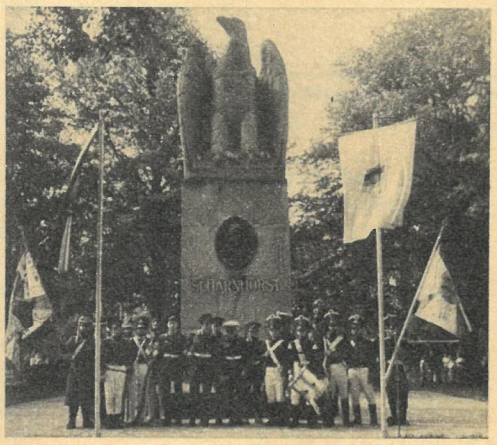
Übrigens...

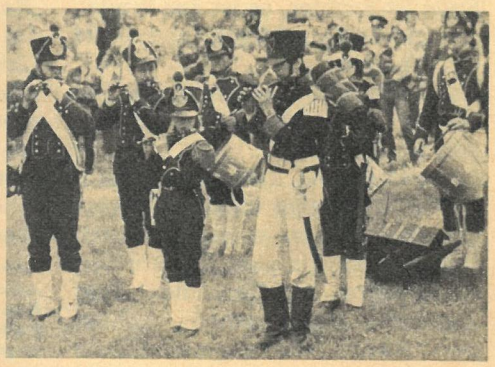
...liebe Fotoamateure! Die Mappe mit neuen Aufnahmen zum Thema „Deutsch-Sowjetische Freundschaft", mit Schnappschüssen aus sozialistischen Ländern ist nicht mehr sehr dick. Nachschub für die Rubrik „Leserfoto" ist uns sehr willkommen!

Waffenbrüderschaft historisch

So bunt und vielfältig kann Traditionspflege sein! Dem preußischen General Scharnhorst, geboren am 12. November 1755, war ein Heimatfest in Großgörschen bei Lützen gewidmet. Dort hatte Napoleon 1813 die russisch-preußischen Truppen besiegt. In dieser Schlacht erlitt General Scharnhorst eine Verwundung, der er später erlag. Das farbenfrohe Bild war unter anderem der Interessengemeinschaft „Historische Uniformen" aus Liebertwolkwitz zu verdanken, zu deren Verstärkung Freunde aus der ČSSR und ein Franzose beitrugen. Ebenfalls dabei waren Abordnungen der Sowjetarmee und der NVA. Auf dem Foto oben fachsimpeln „Französische Grenadiere" mit NVA-Angehörigen; das mittlere Foto zeigt sowjetische Festteilnehmer mit „Preußen" und „Russen" vor dem Scharnhorstdenkmal; auf dem Foto unten ein „französischer" Musikzug, der seine Bewunderer ebenso fand wie Proviantwagen, Marketenderinnen, bestickte Fahnen und eine alte Kanone.

Armin Kühne, Leipzig





Klub wünscht sich Kontakte

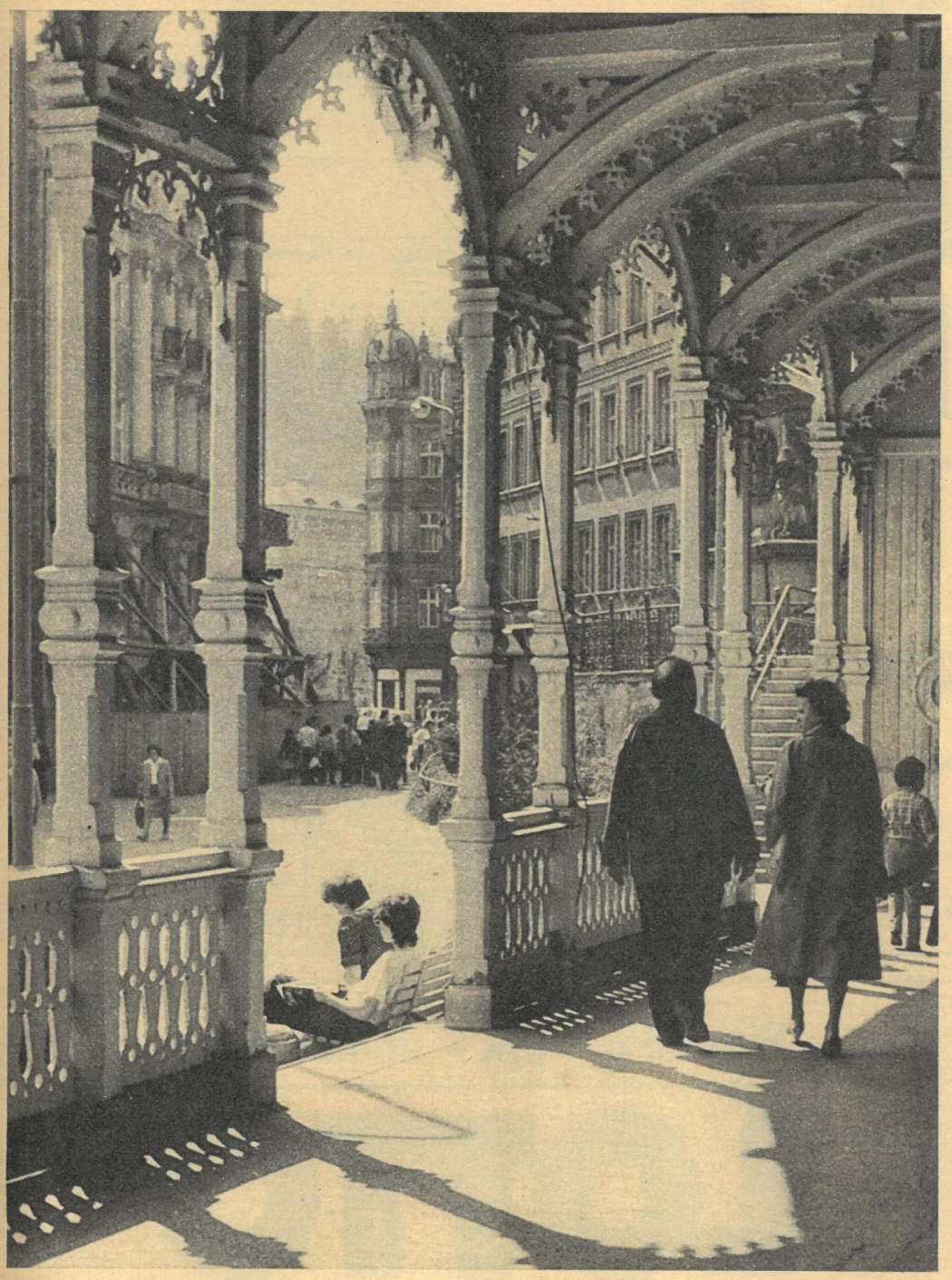
Zu den schönsten Erlebnissen meiner Städtereise durch die Sowjetunion zählt die Begegnung mit den Freunden des „Dr.-Richard-Sorge-Klubs" in Charkow. Er wurde im Dezember 1963 gegründet und gehört zur Charkower Abteilung der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR. Alle Zusammenkünfte werden in deutscher Sprache abgehalten. Nicht selten kommen 250 Besucher zu den Veranstaltungen. Das Publikum wird mit Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte und der Gegenwart bekannt gemacht, auch Konzerte und Festsitzungen zu feierlichen Anlässen finden statt. An den Klubabenden sind stets Studenten aus unserer Republik anwesend, die an der Charkower Universität oder an einem der zahlreichen Institute studieren. Unsere Reisegruppe nahm an einem Freundschaftstreffen teil, auf dem der ehemalige sowjetische stellvertretende Kommandant von Neuenhagen bei Berlin zu Gast war. Er erzählte von den Ereignissen bei der Befreiung Berlins, die er selbst miterlebt hat. Der Klub möchte mit Schulen, Brigaden und Institutionen, die den Ehrennamen „Richard Sorge" tragen, Verbindung aufnehmen. Hier die Anschrift der Leiterin: UdSSR, 310 092 Charkow, ul. Otakara Jerowa 5, kw. 56, Lidia Merewerzewa.

Thomas Gräser, Waltersleben

Liebe Gäste

... hatte kürzlich das Kampfgruppenbataillon „Franz Stenzer" des Automobilwerkes Eisenach. Die Töchter des im August 1933 im KZ Dachau ermordeten Antifaschisten und ehemaligen Reichstagsabgeordneten der KPD Franz Stenzer, Dr. Emmi Wolf, Berlin, und Lilly Iwanowa, Moskau, besichtigten das Traditionskabinett des Bataillons, in dem der Lebensweg ihres Vaters aufgezeichnet ist (auf dem Foto von r. n. l. Dr. Emmi Wolf, Lilly Iwanowa, Viktor Iwanow). Höhepunkt ihres Aufenthaltes in der Wartburgstadt war die Verleihung des Ehrennamens „Franz Stenzer" an das Trainingszentrum Ringen der SG Dynamo Eisenach. Franz Stenzer war in seiner Jugend selbst aktiver Ringkämpfer.

Dietrich Baumann, Erfurt



Leserfoto

Marktkolonaden in Karlovy Vary, 1883 aus Holz erbaut und mit Schnitzereien reich verziert. Die Aufnahme schickte Franz Böhm, Karl-Marx-Stadt.

Preisfrage

Heft 23/84

An welchem Ort trafen sich zwei Enden ein und derselben Sache, um gekoppelt zu werden?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 25/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 21. November 1984. Auflösung von Heft 21/84: Käthe Kollwitz. Wir gratulieren Käte Paasch aus Taucha.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Peter Meißner, privat, Wundberger; Vignette: Martin Kotsch

Jetzt sind wir drei...

... teilt uns Alexander Wokujew mit, der Bräutigam auf dem Titelbild zum Sammelbeitrag „Die ASSR der Komi“ innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR“ (FW 25/83). Ein Lieblingsspielzeug Kirjuschs ist unser Berliner Bärchen, schreibt Mutter Jelena, und läßt alle FREIE WELT-Leser grüßen.

BRIEFMARKEN-GALERIE

1

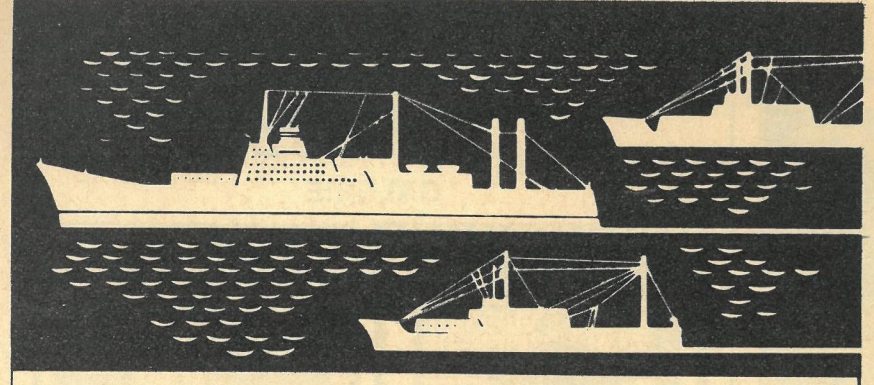
2

3

Geschichte en miniature

Im August 1953 mag Adolf Hennecke verblüfft am Postschalter auf eine Dauermarke geblickt haben: Im Bild widerspiegelte sich seine Arbeit unter Tage – ein Bergmann vor Ort! Und genaugenommen der erste Aktivist. Doch wer sich die Grafik genauer ansah, konnte zweifellos eine gedankliche Verbindung zu seiner Leistung vom 13. Oktober 1948 schaffen. Worum ging es? Nachdem 1950 eine Dauerserie mit dem Porträt von Wilhelm Pieck aufgelegt worden war und 1952/53 die Marken der 48er-Serie „Persönlichkeiten aus Politik, Kunst und Wissenschaft“ nochmals erschien, folgte eine DDR-Briefmarkenserie unter dem Motto „Motive des Fünfjahrplans“, die erste Freimarkenausgabe mit Ereignissen aus den jungen Jahren des Aufbaus der DDR. Außer dem Bergmann sah man eine Frau am Schaltrad, Metallarbeiter an der Werkbank (Abb. 3), Chemiker, Schiffsbauer... Es lohnt sich, diese „Dauerausgaben“, also Marken über einen längeren Zeitraum in hohen Auflagen zum Massenverbrauch gedruckt, zu betrachten. 1961 fanden wir Landschaftsansichten und historische Bauten vor – von der Schloßruine Rudelsburg und der Wartburg bis zum Panorama einer Harzer Landschaft. Es folgte die Serie mit dem Porträt des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht. Im April 1973 begann die Serie „Sozialistischer Aufbau in der DDR“. Das Alfred-Brehm-Haus im Berliner Tierpark, der Neptunbrunnen vor der Fassade der Neubauten in der Rathausstraße (Abb. 1), der Leninplatz, der Alex mit der Weltzeituhr, die Fischerinsel und das Brandenburger Tor befinden sich ebenso darunter wie das Sowjetische Ehrenmal in Berlin-Treptow. Philatelistisch interessant ist für diesen Wert, daß er bildgleich in drei Variationen vorkommt: großformatig im Stichtiefdruck (Abb. 2), in kleinerem Format im Rastertiefdruck und schließlich nochmals in kleinerem Format, jedoch wieder im Stichtiefdruck. An nahezu 2680 Briefmarken läßt sich die 35jährige Geschichte der DDR ablesen. Jedes Jahr widerspiegeln etwa 25 bis 29 Sonderausgaben aktuelles Geschehen aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Für den Philatelisten sind aber auch die Dauermarken oft die Würze der Sammelleidenschaft! Meine Empfehlung: Schauen Sie sich neben Sonderausgaben einmal unsere „Alltagsmarken“ an. Sie lassen viele Sammelmöglichkeiten offen. Man kann sie thematisch zusammenstellen oder sich postgeschichtlichen Darstellungen zuwenden. Es gibt Wasserzeichen, Papierarten, Druckvermerke, Farbnuancen, verschiedentlich auch Plattenfehler zu ergründen. Und alles läßt sich in einer Sammlung, sogar in einer philatelistischen Spezialsammlung, unterbringen!

Henri Hamann



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5,
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 87/III/84

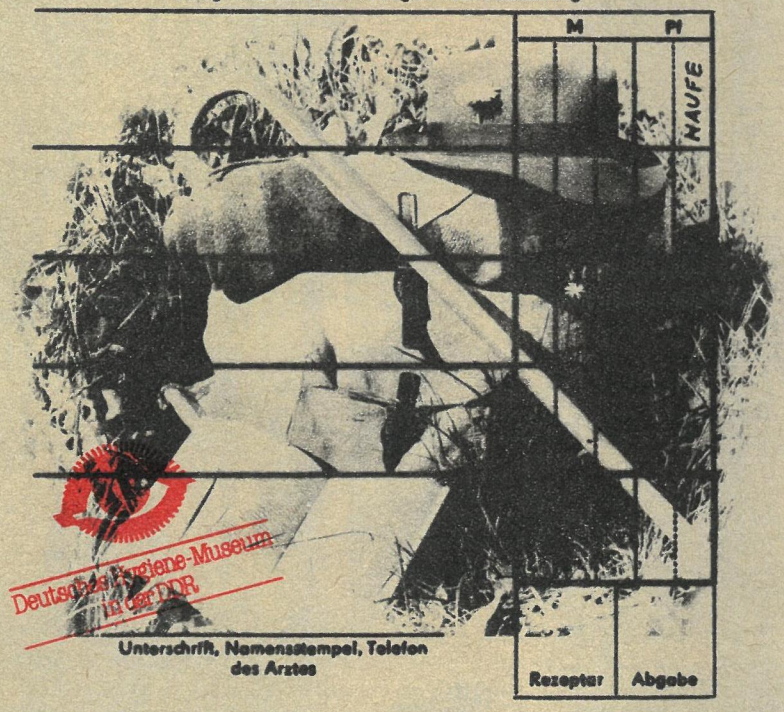
KT | Arzt-Nr.-Stempel | Ausstellungsdatum

Für Ihre Gesundheit!

Name, Vorname | Geb.-Jahr

Wohnanschrift

Gültig innerhalb von 10 Tagen nach Ausstellung



Unterschrift, Namensstempel, Telefon des Arztes

Rezeptur | Abgabe

Abbuchungsauftrag für Doppelspiel Tele-Lotto 5 aus 35 (Sonntag- und Mittwoch-Ziehung)

Tele Lotto

Bitte in Druckschrift ausfüllen!

Name **Vorname**

Postleitzahl **Wohnort**

Straße/Nr.

Konto-Nr. EDV-gerecht (3–6 | 7 8 | 9–14)

Postleitzahl des Wohnortes (15–18)

(19–27) F (28)

Einzeltips:

1. Tip (29–38)
2. Tip (39–48)
3. Tip (49–58)
4. Tip (59–68)
5. Tip (69–78)

Ich werde dafür sorgen, daß das erforderliche Guthaben vorhanden ist und erkenne hiermit die Wettspielbedingungen an.

Datum **Unterschrift**

Diesen Abbuchungsauftrag bitte ausfüllen, ausschneiden und auf eine Postkarte geklebt einsenden an:

Einmal getippt – immer dabei

LOTTO über Ihr Spargirokonto

- Die einfache und zeitsparende Form der standigen Teilnahme am Lotto-Spiel.
- Im Tele-Lotto-Doppelspiel mehrfache Gewinnchancen. In jeder Woche zur Mittwoch-Ziehung zusätzliche Auslosung von Autos und Reisen.
- Ihren Abbuchungsauftrag können Sie mit nebenstehendem Vordruck erteilen.
- Liegt der Abbuchungsauftrag bis zum 5. des Monats beim Zentralversand in Leipzig vor, erfolgt Ihre ständige Spielteilnahme ab dem darauffolgenden Abonnement-Zeitraum.
- Die Abbuchung des Spieleinsatzes wird monatlich, jeweils bis zum letzten Kalendertag für den folgenden Monat vorgenommen.
- Der Dauerspielschein wird Ihnen zugesandt und gilt bis auf Widerruf.
- Gewinne und Prämien werden unverzüglich auf Ihr Spargirokonto überwiesen.
- Die Anmeldung von Hauptgewinnen ist nicht erforderlich.

Zentralversand des
VEB Vereinigte Wettspielbetriebe
7010 Leipzig, Postfach 541

LOTTO

Hautnah, zum Anfassen

Der einmillionste sowjetische Tourist in der DDR

Viktor Andrejewitsch Tsibin (38) trug die Bürde der Würde auf eigene Art: unkonventionell. Ausgezeichnet als Sieger im sozialistischen Wettbewerb des Leningrader Baukombinats „Glawleningradstroi" mit einer Reise in die DDR, trat er die Eisenbahnfahrt gelassen an; als ihm dann gegen fünf Uhr morgens bei der Ankunft in Frankfurt/Oder, unrasiert und halb schlaftrunken, feierlich mitgeteilt wurde, er sei der Jubilar eines nun fast dreißigjährigen Touristenaustausches zwischen der DDR und der Sowjetunion, reagierte er mit der Bemerkung: Ich bin also wieder der Brigadier.

Was scherten ihn Festreden und -essen, wenn auch durch gute Arbeit verdient. Baustellen sind nun einmal sein Metier. Vier Jahre war er in Darchan, einer Stadt in der Mongolischen Volksrepublik, mitverantwortlich für den Bau technischer Zentren, für Wohnungen und für den Kulturpalast. Zwei hohe staatliche Orden hat er dafür erhalten. Ein dritter ziert außerdem an Feiertagen das Revers seines Anzuges.

Protokoll hin, Protokoll her: Als ihm Bauleiter Fritz Müller am Berliner Spittelmarkt ein neues Monolith-Verfahren für Achtgeschosser theoretisch erläutern wollte, stieg er ohne Zögern am Gerüst hinauf. Hautnah, zum Anfassen wollte er es wissen.

Unkonventionell auch seine Fotografenpose im ehrwürdigen Pergamonmuseum.

Von uns nach den stärksten Eindrücken seiner Reise befragt, die ihn nach Dresden, Görlitz, Eisenach und Gera geführt hatte, antwortet er spontan: die Gastfreundschaft. Bevor er seiner Frau Valentina und seinem Sohn Igor etwas erzähle, will er Thüringer Klöße machen, und er klopft an seine Jakkentasche, wo er das Rezept verwahrt. Und er wird von seinem Traum, den Dresdner Zwinger mit seinen Kostbarkeiten zu sehen, erzählen. Denn Berlin zum Beispiel kennt seine Familie durch das heimische Fernsehen schon ganz gut.

Norbert Kaiser (Text)
Peter Meißner, Martina Kaiser (Fotos)

Bilanz und Prognose

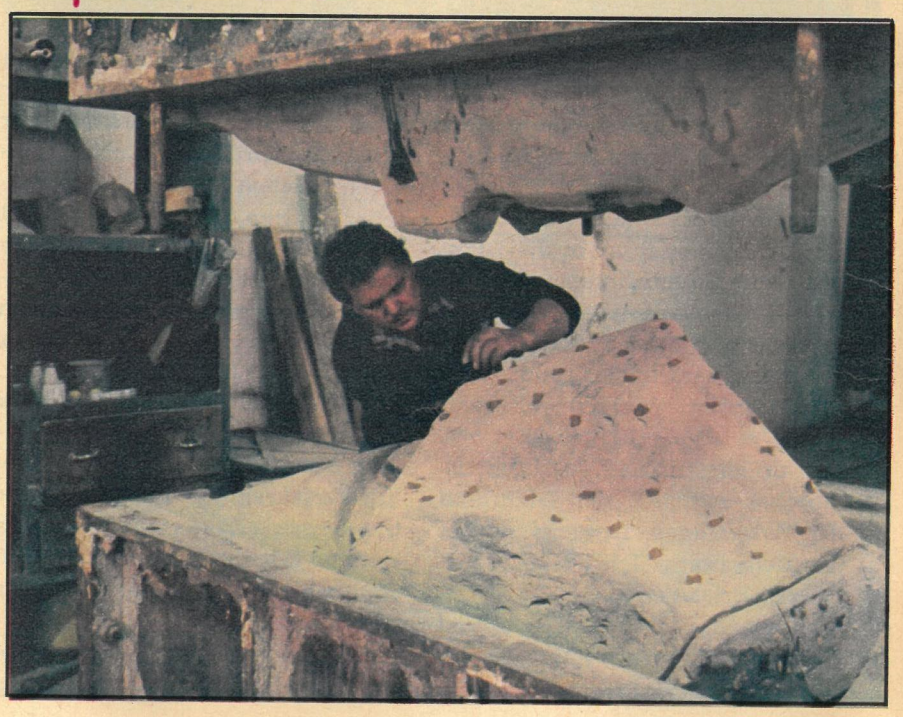
1955, nach Abschluß des Staatsvertrages zwischen der DDR und der Sowjetunion, vereinbarten die Reisebüros beider Länder den ersten gegenseitigen Touristenaustausch. Etwa 200 Intourist-Gäste wurden in jenem Jahr in unserer Republik begrüßt. Über 100000 Touristen aus der UdSSR wird das Reisebüro der DDR in diesem Jahr empfangen. Für 1985 ist eine Steigerung um 20 Prozent vorgesehen. Die insgesamt 70 Routen machen bekannt mit den Gedenkstätten der deutschen Arbeiterbewegung, des antifaschistischen Widerstandskampfes und mit dem Weg der Sowjetarmee bei der Zerschlagung des Faschismus. Sie zeigen das kulturelle Erbe und den sozialistischen Aufbau in der DDR.

Daß es Fleiß und Kunst

Aus glühenden Tiegeln ergießt sich zischend und funkensprühend flüssige Bronze. Wenige Sekunden lang, dann ist es schon vorbei. „Glücklich ist die Form gefüllt; / Wird's auch schön zutage kommen, / Daß es Fleiß und Kunst vergilt?" bedichtete Schiller solchen Augenblick. Langsam erstarrt das Metall in der Form. Die ist aus besonderem Sand gemacht, fein und bildsam, der alles annimmt, was sich ihm einprägen soll. Ich nehme eine Handvoll davon. Fingerabdrücke, zarte Linien, bleiben darauf zurück. Das ist es, was der Bildhauer wünscht, wenn er ein Kunstwerk den zupackenden Händen der Former, Gießer, Ziseleure anvertraut: Jede Feinheit des Modells soll vom Metall nachgebildet werden. In der Kunstgießerei Lauchhammer beweist man dafür seit zweihundert Jahren Verständnis und Zartgefühl.

Ein eigenartiger Geruch liegt in der Luft, nach heißem Metall, auch in den Hallen für Eisen- und Grauguß des VEB Lauchhammerwerk. Manfred Wermuth läßt uns einen Blick hineinwerfen: „Hier habe ich früher im Maschinenbau gearbeitet. Schon Großvater war Gießer. Mein Sohn ist jetzt auch bei uns." Zur Kunstgießerei, dem mit fünfzig Mitarbeitern kleinsten Betriebsteil, ist es noch ein Stück weiter. Manfred Wermuth ist seit zehn Jahren ihr Leiter. Die alten Gebäude aus Schlackesteinen stehen unter Denkmalschutz. Vor zwei Jahren noch schmolz man in Öfen, wie es sie schon zur Gründerzeit des Werkes gab. Im Sommer wurden die neuesten Gebäude übergeben. Die Arbeit der Männer, um einiges leichter geworden, ist noch immer schwer genug. Viel Liebhaberei ist dabei, wenn sie eine Plastik gießen. Hat man zu den Kunstwerken eine eigene Meinung? „Hat man", sagt Manfred Wermuth, „aber die darf sich nie in unserer Arbeit zeigen. Wir müssen jedes Stück mit gleicher Sorgfalt behandeln. Heimlich fühlt aber jeder von uns so: je komplizierter, desto lieber."

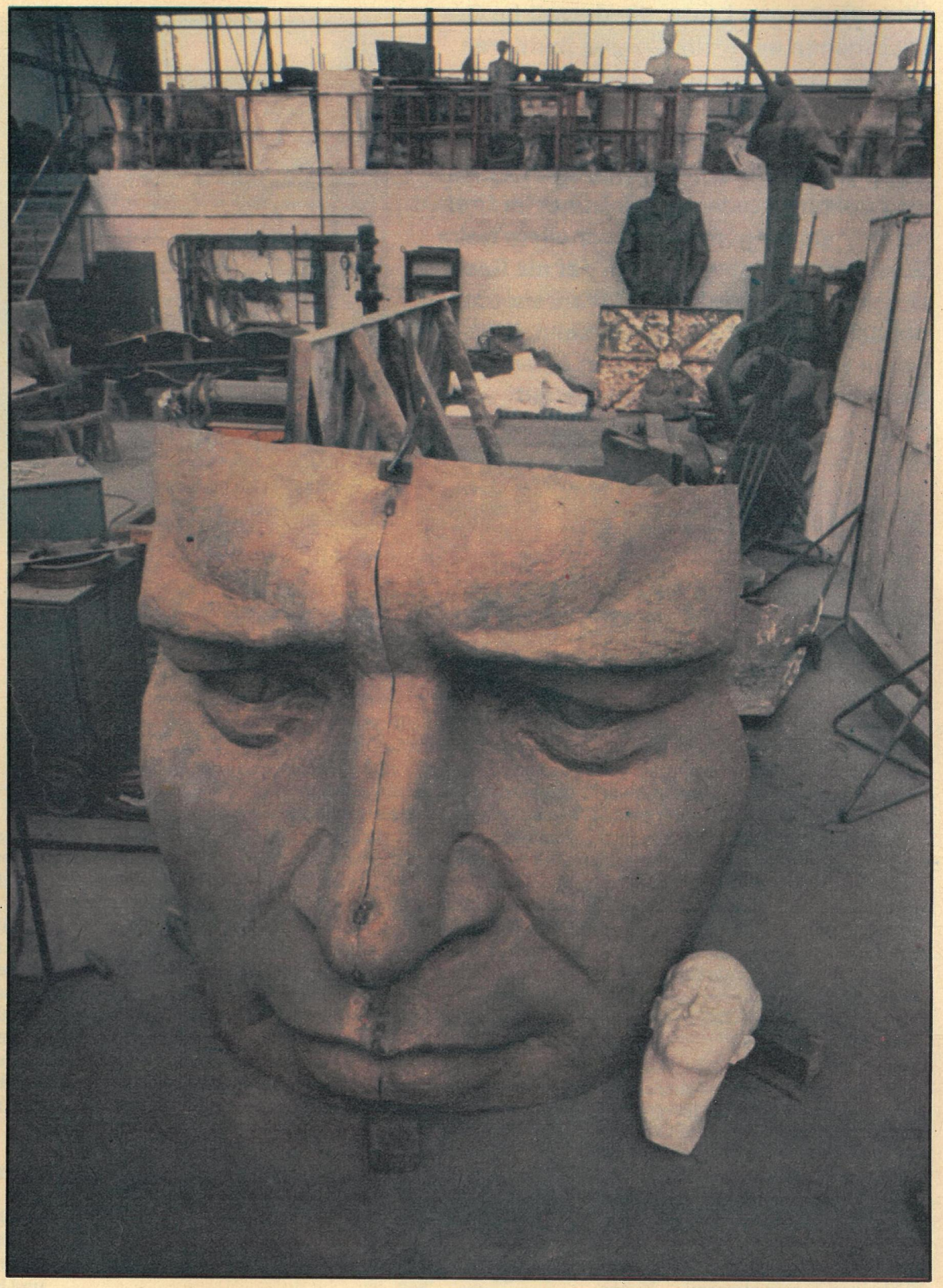
Der neueste Auftrag ist einer, wie ihn Lauchhammer noch nicht hatte. Dreizehn Meter hoch ist das Thälmann-Denkmal des sowjetischen Bildhauers Lew Kerbel für Berlin. In zweihundertsiebzig Teilen wird es in den nächsten Monaten gegossen, bis 1986 dann am Prenzlauer Berg zum Ganzen gefügt. Das Gelände hat die Brigade aus Lauchhammer besichtigt und gesehen: Ernst Thälmann wird zu seinem 100. Geburtstag nicht nur mit diesem imposanten Denkmal geehrt. Wir ehren ihn, indem wir uns nutzen. Im traditionsreichen



Der Tiegel mit zweihundert Kilogramm flüssiger Bronze kommt aus dem Induktionsofen. Für Schmelzer Martin Höna (oben Mitte) ist es durch neue Technik leichter geworden. Kunstformer Gerd Baesel bereitet die nächste Sandmodellform vor (rechts).

Arbeiterbezirk, der auch Kundgebungen mit Thälmann erlebte, werden Wohnungen für Tausende Menschen gebaut mit allem, was dazugehört. Viertausend Bäume werden neu gepflanzt. Und das Denkmal steht mittendrin. Manfred Wermuth und seine Kollegen haben das Werden des Modells verfolgt. „Ich war bei Professor Kerbel im Moskauer Atelier. Auch die Meinung von uns Gießern war gefragt. Wir gehören nicht zu denen, die leichthin ‚das geht nicht' sagen. Gut, mit einem so großen Guß hat-

vergilt



Thälmanns Gesicht ist gegossen. Solange die anderen Teile des Kopfes noch fehlen, ist die große Porträtähnlichkeit gar nicht so leicht zu erkennen. Wir haben für das Foto ein Modell dazugelegt (oben). Karl-Heinz Neersen ist beim Ziselieren der Faust (links).

ten wir es noch nicht zu tun. Da sind wir nach Moskau und Leningrad gefahren und haben Erfahrungen gesammelt, wie man so etwas macht." „Daß er im innern Herzen spüret, / Was er erschafft mit seiner Hand", heißt es vom Gießer der Schillerschen „Glocke". Daß die Männer in Lauchhammer nicht nur mit ihren Händen zum Gelingen des Monuments beitragen, zeigen Thälmann-Poster und Wandzeitung. Former, Gießer, Ziseleure kämpfen um den Ehrennamen „Ernst Thälmann" für ihr Kollektiv.

Alte Bekannte treffe ich in der Gießerei: Modelle von Plastiken, die mir in Kunstausstellungen und auf Plätzen in vielen Städten begegnet sind. Von hier kommen Theo Baldens Liebknecht-Denkmal für Potsdam, alte und neue Brunnen für Berlin, Leipzig, Rostock, Suhl, Erfurt, Fritz Cremers Buchenwald-Mahnmal, die Kandelaber vor dem Schinkelschen Schauspielhaus... „In Friedenszeiten", so Manfred Wermuth, „nimmt die Kunstgießerei ihren Aufschwung. In jedem Krieg lag sie im argen. Wir erleben jetzt die längste Friedensperiode." Und größte Ehre für ein altes Handwerk, größten Bedarf. „Wohl! nun kann der Guß beginnen", könnten mit Schiller die Kunstgießer von Lauchhammer an jedem frühen Morgen von neuem sagen.

Constanze Treuber (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Über die jungen Leute, die derzeit im Gewichtheben mit Weltrekorden hantieren wie die „Alten", sagte unlängst Mossij Kasjanik, sowjetischer Weltmeisterschafts-Bronzemedaillengewinner von 1946: „Diese Burschen bewältigen heute im Zweikampf mehr als wir früher im Dreikampf." Damit gemeint ist vor allem Naim Suleimanow (Fotos rechts), der als Sechzehnjähriger bereits auf 17 Weltrekorde bei den „Großen" verweisen kann. Kürzlich in Belgrad hat er allein an einem einzigen Abend deren sechs aufgestellt!

Zwerge wie die Riesen

Kraftmenschen erfreuten sich zu allen Zeiten des Staunens und der Anerkennung ihrer Umwelt. Auch aus solchem Grund hat sich der international renommierte sowjetische Gewichtheber-Kampfrichter Michail Aptekar einmal der Mühe unterzogen, in einer Statistik, der er den Titel „Die Herkulesse des 20. Jahrhunderts" gab, mittels anthropologischer Untersuchungen, also unter besonderen Gesichtspunkten, die 40 stärksten Männer der Welt zu erfassen.

Die Tabelle beginnt mit dem 170 Kilo schweren Österreicher Karl Swoboda, der um die Jahrhundertwende den Titel eines Mehrkampf-Weltmeisters trug. Aufgeführt ist auch der Kanadier Louis Cyr, der mit ebenfalls mehr als drei Zentnern Lebendgewicht den monströsen Brustumfang von 147 Zentimetern besaß. Genannt wird mit dem 30jährigen sowjetischen Heber Wladimir Martschuk auch jener Mann, der mit einer 260 Kilogramm schweren Hantel das Tor zu neuen Dimensionen des Gewichthebens aufstieß sowie – was noch interessanter ist – mit jeweils 55 Zentimetern über den vermutlich gewaltigsten Hals- und Oberarmumfang verfügt.

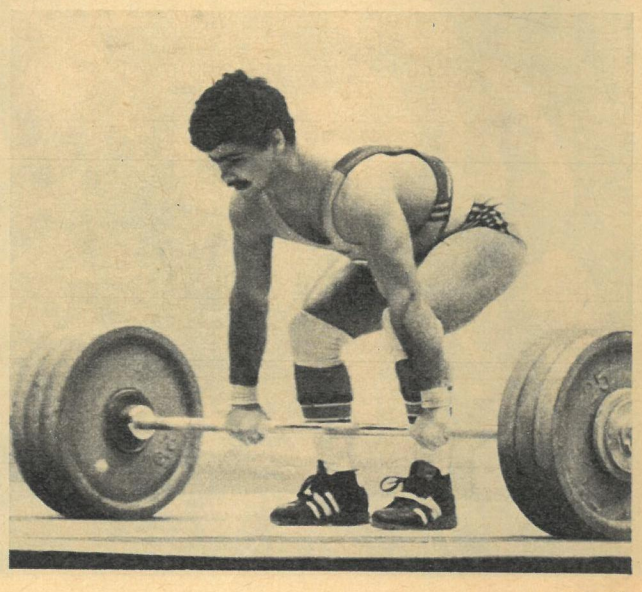
Mit seinen 165 Kilo und zwei Olympiasiegen fehlt Leonid Shabotinski in der Statistik ebenso nicht, wie sein noch berühmterer Nachfolger Wassili Alexejew, der nach wie vor mit 80 Weltrekorden in seiner fast zehnjährigen „superschweren" Karriere einsamer Spitzenreiter unter den Rekordemachern ist. Mit einer Größe von 1,86 m, einem Gewicht von 162 Kilo und einem Oberschenkelumfang von 71 Zentimetern nahm sich Alexejew jedoch relativ zierlich aus gegen den US-Amerikaner Paul Anderson, der 1956 in Melbourne Olympiasieger wurde. Der „Kran aus Tennessee", uncharmant auch als „Fleischberg" bezeichnet, war eine unglaubliche Erscheinung. Ihm wurde nachgesagt, daß er zum Sitzen zwei Stühle benötige: Dreieinhalb Zentner Körpermasse, eine Taille von 128, ein Oberschenkelumfang von 91 Zentimetern. Stärkere Oberschenkel wurden bisher bei keinem mehr gemessen. In Melbourne hatte er abgespeckt, plötzlich war er leichter als ein anderer – als der Argentinier Humberto Selvetti, der dem US-Amerikaner zwar mit der gleichen sportlichen Leistung begegnete, ihm aber mit seinem höheren Körpergewicht auf der Waage unterlag. Und dies wurde, auf Anderson bezogen, als Naturwunder beschrieben.

Unter Aptekars „Herkulessen des 20. Jahrhunderts" fehlen auch die „Kleiderschränke" Gerd Bonk und Jürgen Heuser nicht. Der eine wurde einst Europameister, indem er im Stoßen als erster Gewichtheber den Traum von den 250 Kilo verwirklichte, dem anderen geht der Ruf voraus, erster „superschwerer" Weltmeister aus der DDR geworden zu sein und dabei den bereits zur Legende gewordenen Bogatyr Wassili Alexejew geschlagen zu haben.

Nicht die Spur einer Chance, in Michail Aptekars Statistik aufgenommen zu werden, hat der nur 152 Zentimeter große und 56 Kilo schwere bulgarische Bantamgewichtler Naim Suleimanow. Gleichwohl gehört dieser Zwerg in die Rubrik der stärksten Männer der Welt – wenn er, genaugenommen, auch noch gar kein „richtiger" Mann ist. Erst sechzehn Jahre alt (Ende November wird er siebzehn), ist er bereits siebzehnfacher Weltrekordler bei den „Großen". Im Stoßen, jener Disziplin, in der die größten Lasten zur Hochstrecke gebracht werden, wuchtete er mit 173 Kilogramm mehr als das Dreifache seines eigenen Körpergewichts in die Höhe. Und was noch beeindruckender ist: Im Zweikampf (305 Kilo beim Reißen und Stoßen) übertraf er um einen halben Zentner das Fünffache von dem, was er als Homo sapiens auf die Waage bringt! Wenn Bulgariens Trainer meinen, Suleimanow werde wohl nie die Gewichtsklasse wechseln, könnte es sein, daß der stärkste Schulbub der Welt eines Tages sogar das Sechsfache seines Körpergewichts zur Hochstrecke bringt.

Von der Leistung her stellt Naim Suleimanow die meisten ausgewachsenen Männer in den Schatten. Er war erst vierzehn, als er sich bei den Erwachsenen zum ersten Mal in die Weltrekordliste der Bantamgewichtler eintrug. Vor kurzem hat er in Belgrad allem die Krone aufgesetzt: Mittels sechs Rekordleistungen brachte er alle Weltrekorde seiner Gewichtsklasse in seinen Besitz: Im Reißen zuerst 133,5, dann 134 Kilo, im Stoßen zu Beginn 172,5, in einem zusätzlichen vierten Versuch sogar 173 Kilo, im Zweikampf schließlich von 302,5 auf 305 Kilo.

Suleimanow kann trotz vieler Su-



Alle Weltrekorde im Fliegengewicht hält der junge Bulgare Neno Tersiski, der sich auf Bild links im Reißen (noch) vergebens an 117,5 Kilo versucht. Im Stoßen indes ist er drauf und dran, nach seinen Landsleuten Stephan Topurow (unten), dem dies als erstem gelang, und Naim Suleimanow der dritte Gewichtheber der Welt zu werden, der das Dreifache seines Körpergewichts zur Hochstrecke bringt – was jedoch vorerst nur in den untersten Gewichtsklassen erreicht werden kann.

perlative, die seine gerade erst begonnene Gewichtheber-Laufbahn begleiten, auf keine „besonderen Vorkommnisse“ in seinem Leben verweisen. „Ich habe oft am Fernseher gesessen und mir die großen Auftritte der berühmtesten Gewichtheber der Welt angeschaut. Dabei fand ich, daß nicht nur diese Riesen, jene Männer mit den gewaltigen Muskelpaketen, ihre Chance hatten. So ging ich als Dreizehnjähriger eines Tages nach Kyrdshali zu Trainer Traim Tulumanow und fragte, ob er's mal mit mir versuchen wolle. Seither bin ich Gewichtheber.“ Und ansonsten oder zuallererst ist er Oberschüler, und es drängt ihn, eines Tages ein sich und die Lehrer befriedigendes Abitur zu „bauen“ und danach zu studieren.

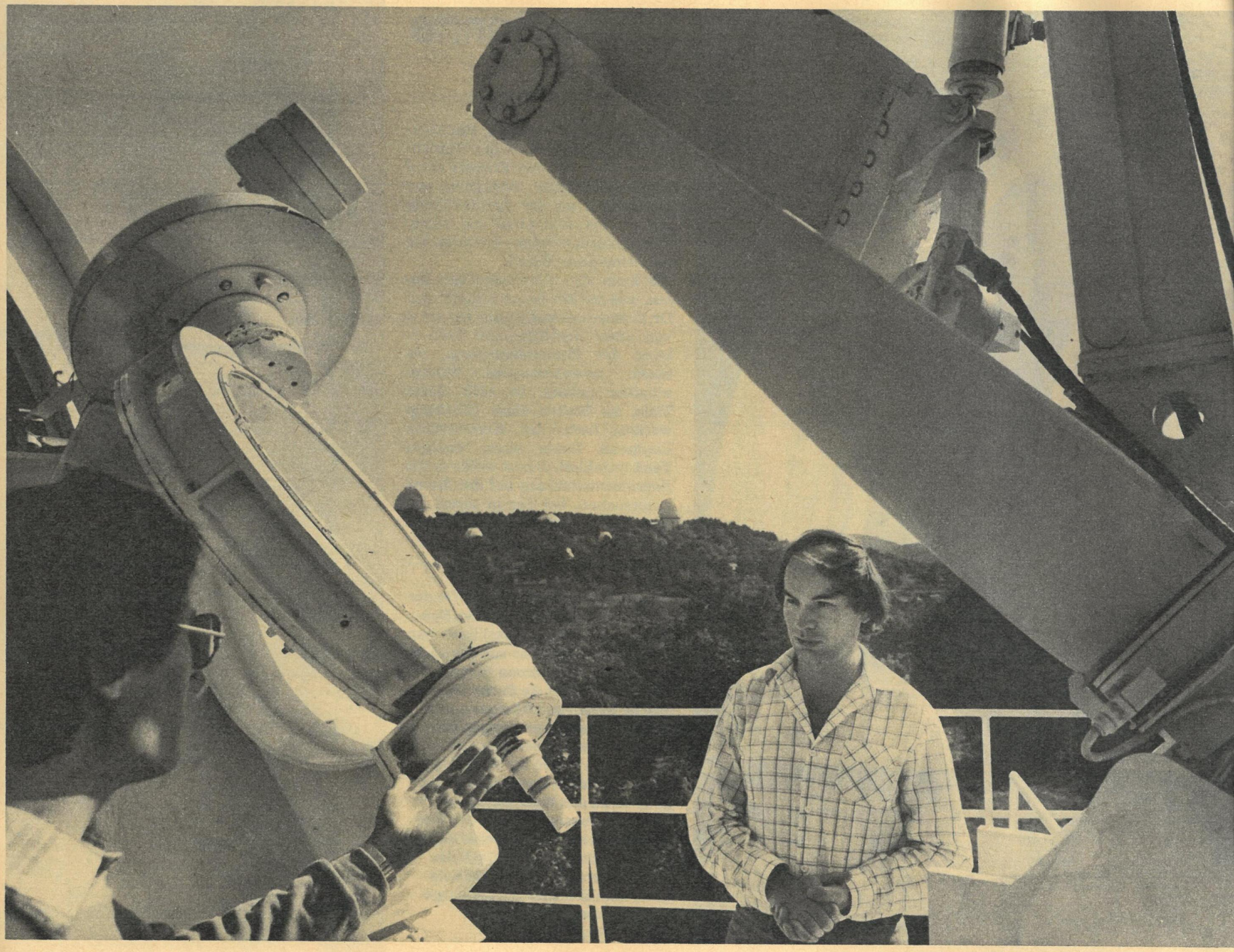
In einer Sache allerdings ist dem sechzehnjährigen Suleimanow ein anderer zuvorgekommen: Sein Landsmann Stephan Topurow wurde bei der Weltmeisterschaft voriges Jahr in Moskau erster Gewichtheber der Welt, der das Dreifache seines eigenen Körpergewichts stemmte. Nun hat der Federgewichtler Topurow mit dem „Milchgesicht“ Naim fast gleichgezogen: Mit seinen 60 Kilogramm Körpergewicht meisterte er im Stoßen 185, im Zweikampf 322,5 Kilo. Und es wird vermutlich nicht mehr lange dauern, dann sind die „Dreifachen“ zu dritt: Dem Federgewichtler Neno Tersiski, ebenfalls Bulgare, fehlen dazu nur noch dreieinhalb Kilo…

DDR-Cheftrainer Harry Roewer konstatiert, daß Suleimanow, was dessen sportliche Leistung betrifft, seinem Alter vier, fünf Jahre voraus ist. „Es wäre nicht gut, von der Ausnahmeerscheinung Suleimanow die These ableiten zu wollen, jetzt könne auf der ganzen Linie mit 14- bis 16jährigen Jungen in die Weltklasse vorgestoßen werden.“ Von dem „Sonderfall Suleimanow“ kann keine Kopie angefertigt werden. Also wollen wir es bei einem Satz, der ganz bestimmt die gebührende Bewunderung ausdrückt, bewenden lassen: Suleimanow bleibt Suleimanow. *Manfred Hönel*

Fotos: Hedderich (2), Utkin, Bersch

...die SONNE bebt

Ein Beitrag unserer Moskauer
Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text)
und Volkmar Billeb (Fotos)
mit freundlicher Unterstützung
von APN



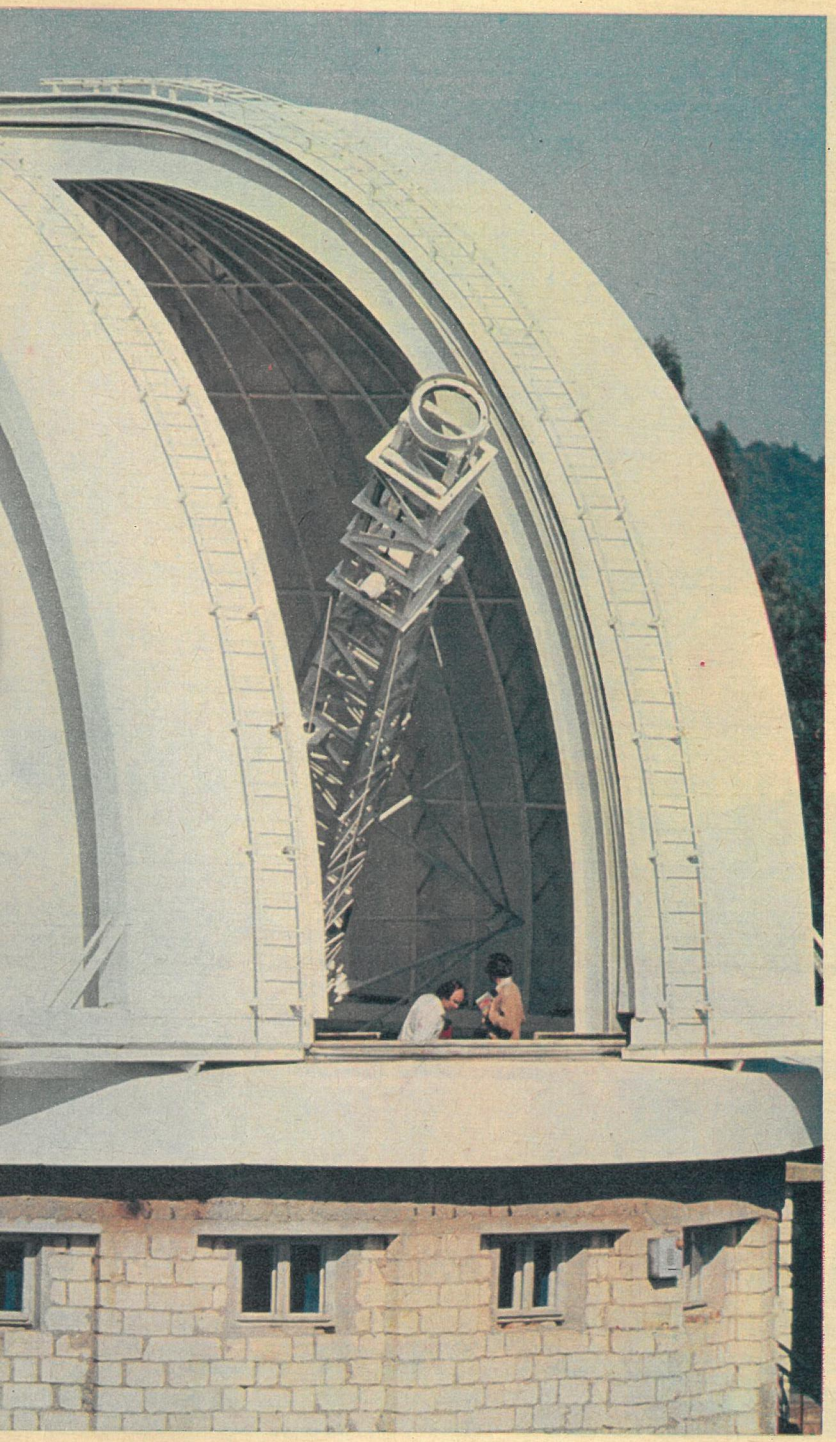
Sterngucker, meint man, müßten von Berufs wegen Nachtarbeiter sein. Valeri Kotow aber (Foto oben), Astronom auf der Krim, fängt seine Himmelsbeobachtungen erst an, wenn das Licht des neuen Tages hinter den Bergen der Schwarzmeerhalbinsel aufsteigt. Sein Stern ist die Sonne. Das Foto links zeigt den brillanten Strahlenkranz ihrer Korona, wie er in der Natur nur bei einer totalen Sonnenfinsternis zu sehen ist. Neue Entdeckungen in den letzten Jahren haben das Leuchtgestirn im Mittelpunkt unseres Planetensystems wieder einen zentralen Platz in der astronomischen Forschung einnehmen lassen. Eine davon wurde im Astrophysikalischen Observatorium auf der Krim gemacht. Die Sonne, stellte man hier in zehnjähriger Arbeit fest, pulsiert wie ein riesiger Herzmuskel im Rhythmus von zwei Stunden und 40 Minuten.

Während in den Tälern ringsumher die ersten Strahlen der aufgehenden Krimsonne den Frühtau von den Blüten der Mandelbäume saugen, klettert der 41jährige Dr. Kotow mit uns die einhundertneun Metallstufen der Wendeltreppe zur Spitze des Beobachtungsturms hinauf. In dem weißgetünchten, schlank aufragenden Bauwerk am Südhang des Hochplateaus, 30 Kilometer landeinwärts der Schwarzmeerküste, ist „sein" Sonnenteleskop untergebracht – das größte Europas.

Wir genießen hier, gut zwei Dutzend Meter über dem Erdboden, den Ausblick auf die erwachende Natur. Mittendrin die berühmte Stern- und Sonnenwarte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR mit ihren zwei Sonnentürmen, einer Handvoll Kuppelbauten für die Sternteleskope, abfahrbaren Hütten mit anderen Instrumenten zur Himmelsbeobachtung, aber auch Werkstätten, Wohnhäusern, Läden... Das ist die Siedlung Nautschny, eine Oase der Wissenschaft, in der rund tausend Menschen leben und arbeiten, ganz der Kosmosforschung zugewandt.

Derweil hat Dr. Kotow per Knopfdruck den Mechanismus in Bewegung gesetzt, der das Visier des silbrigen Riesenhelms hinter uns aufklappt und die beiden Planspiegel unter der Kuppel nach Osten dreht, der Sonne zu. Kaum hat die Optik den am Horizont aufwärtsstrebenden Feuerball erfaßt, wird sein Bild in den raketenschachtähnlichen Schlund zu unseren Füßen geworfen. Eine Automatik sorgt dafür, daß man am Fuße des Turms, wo die Lichtstrahlen im Laboratorium der Sonnenforscher verschwinden, nichts mehr vom Lauf des Tagesgestirns am Firmament bemerkt, so, als stände es für immer still auf einem Fleck.

Nicht mehr als acht Minuten brauchen die Lichtboten, um vom Mutterstern unseres Planetensystems zur Erde zu gelangen. Obwohl uns von der Sonne nur ein Milliardstel Bruchteil der dort abgestrahlten Energie erreicht, ist sie doch Motor

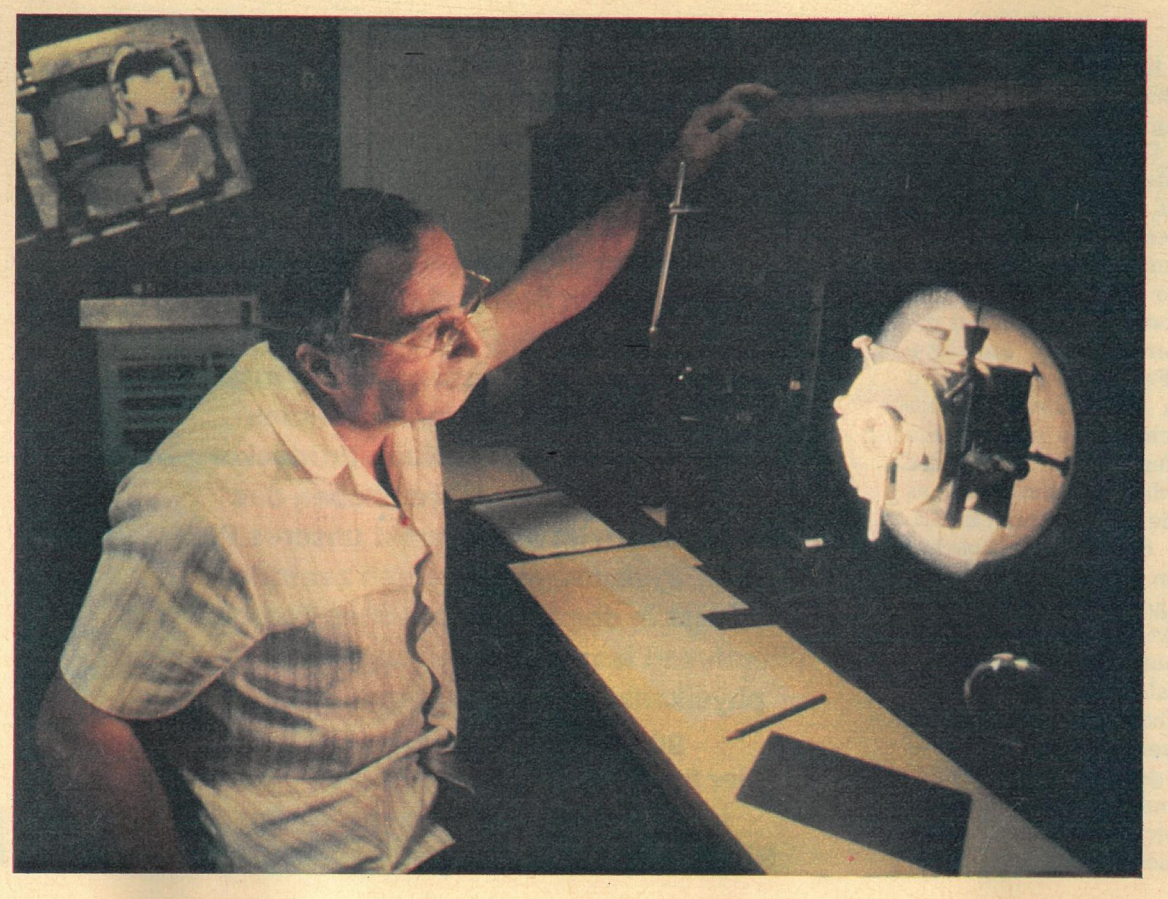


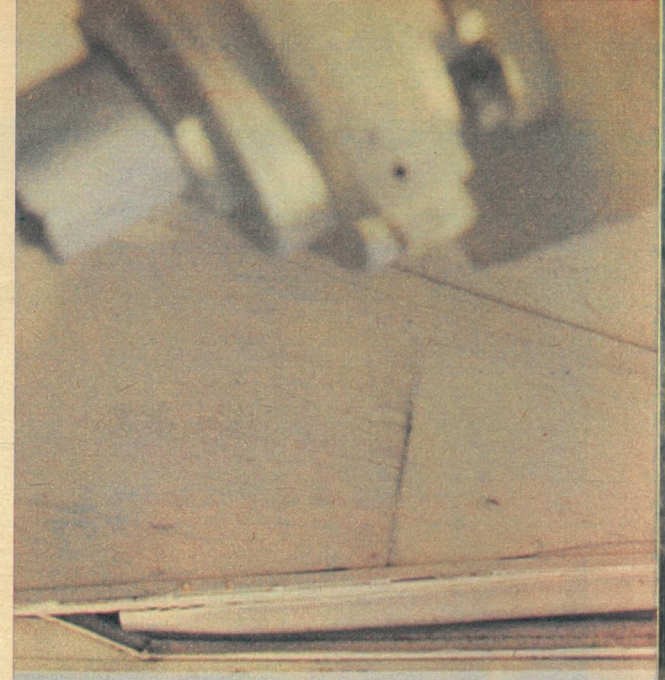
...die Sonne bebt

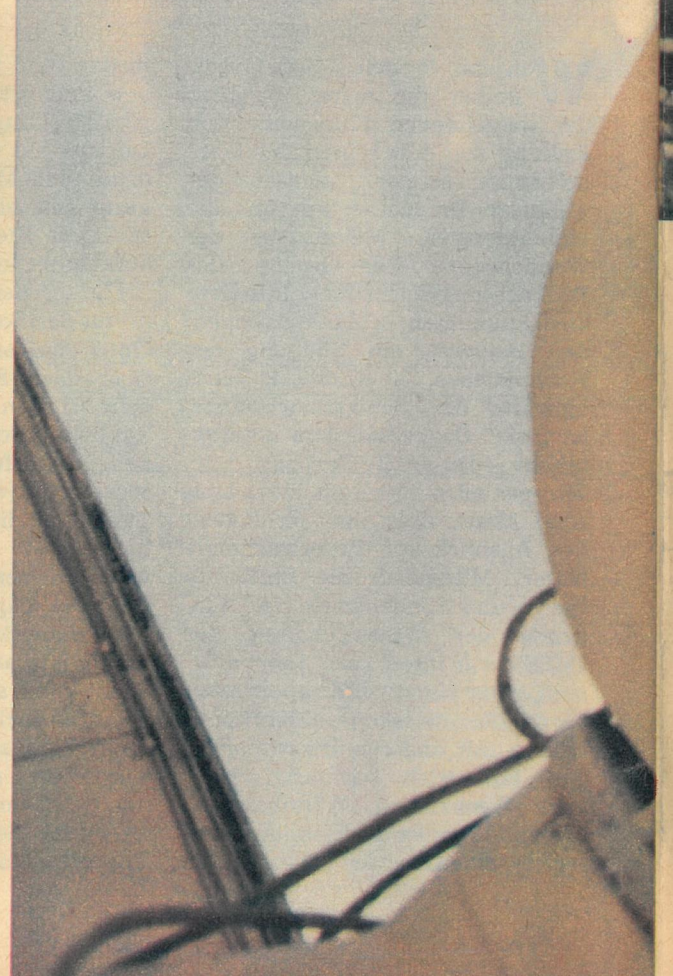
alles Lebens auf unserem Planeten. Schon ein Nachlassen der Sonnenleistung um nur ein Prozent hätte einen weltweiten Rückgang der Temperatur an der Erdoberfläche um ein bis zwei Grad zur Folge. Fünf Prozent weniger brächten bereits eine neue Eiszeit.

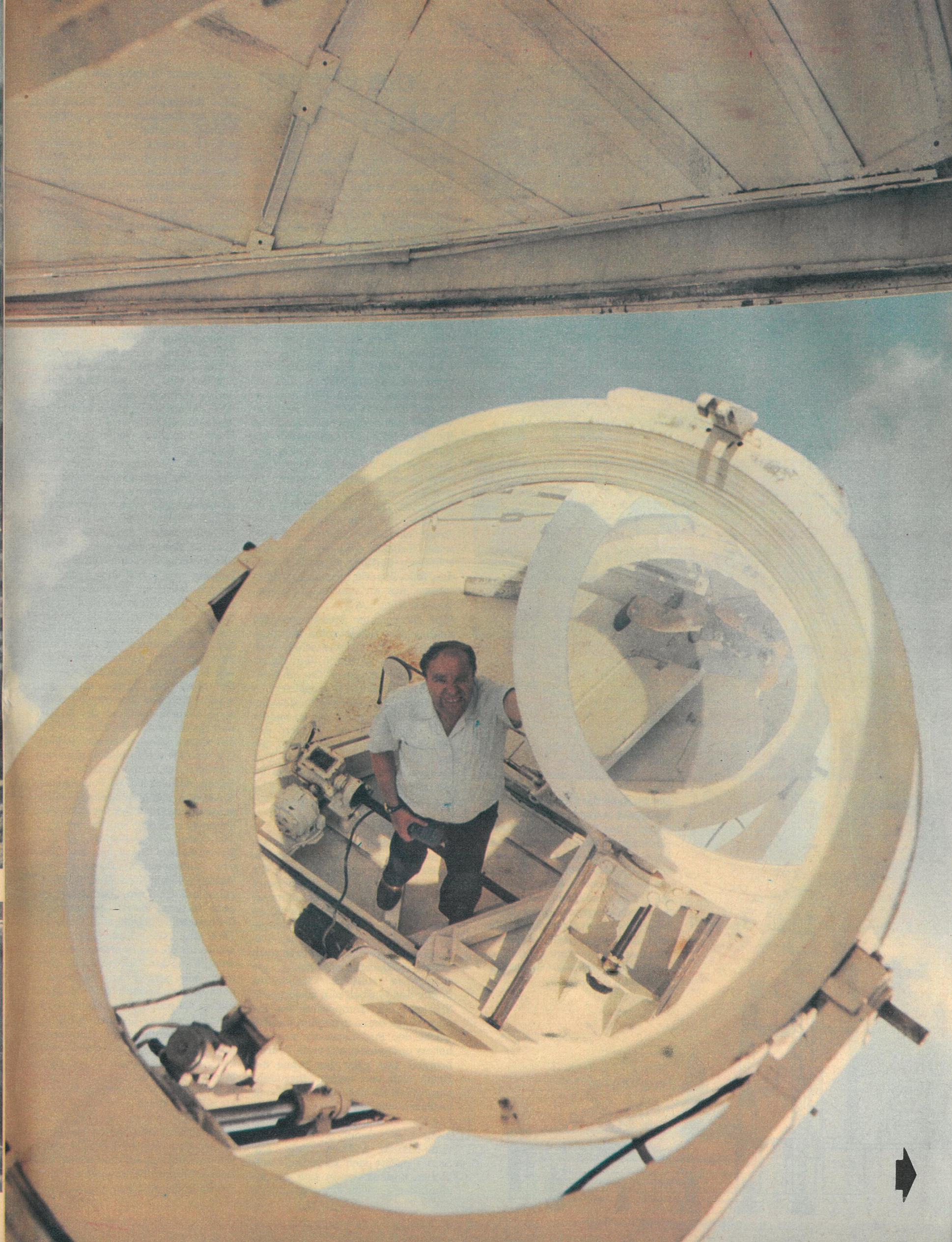
„Es kann also niemanden kalt lassen, was auf der Sonne los ist!" sagt Dr. Kotow und erzählt uns zunächst von einer verblüffenden Entdekkung der Sonnenforschung, die einem amerikanischen Wissenschaftler gelang. In 1455 Meter Tiefe, im Stollen eines Goldbergwerkes, hatte der Kernforscher Raymond Davis einen riesigen Tank installiert. Damit wollte er die Energieentwicklung auf der Sonne untersuchen, bei der in ihrem Innern leichte Wasserstoffkerne zu schweren Heliumkernen ver-

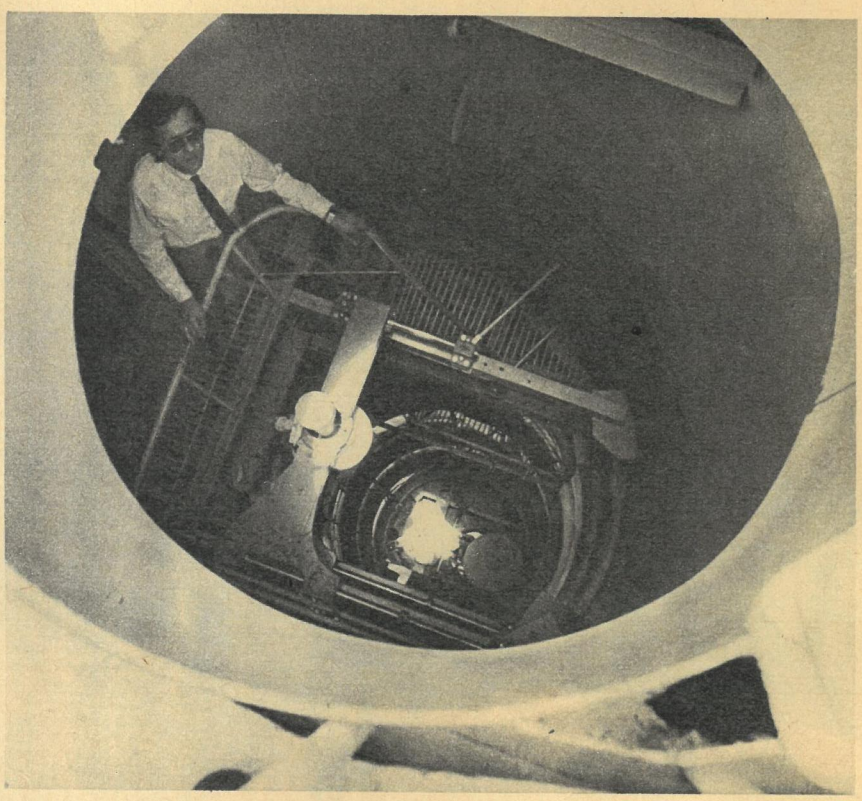
Ein totale Sonnenfinsternis ist in der Natur relativ selten. Mit einem Spezialinstrument (Foto links) kann man sie nachahmen und so von der sonst nicht sichtbaren Korona wertvolle Aufschlüsse über die Sonne als kosmische Radio- und Röntgenquelle erhalten. Routinemessungen des Magnetfeldes auf der Sonnenoberfläche (Foto unten) zur Voraussage von gefährlichen Sonneneruptionen gehören zu den täglichen Pflichten des Krim-Observatoriums. Der Weg der Lichtboten in das Sonnenlaboratorium beginnt auf dem Dach des Beobachtungsturms, wo ein Spiegelsystem den Lauf des Leuchtgestirns automatisch verfolgt (Foto rechts).

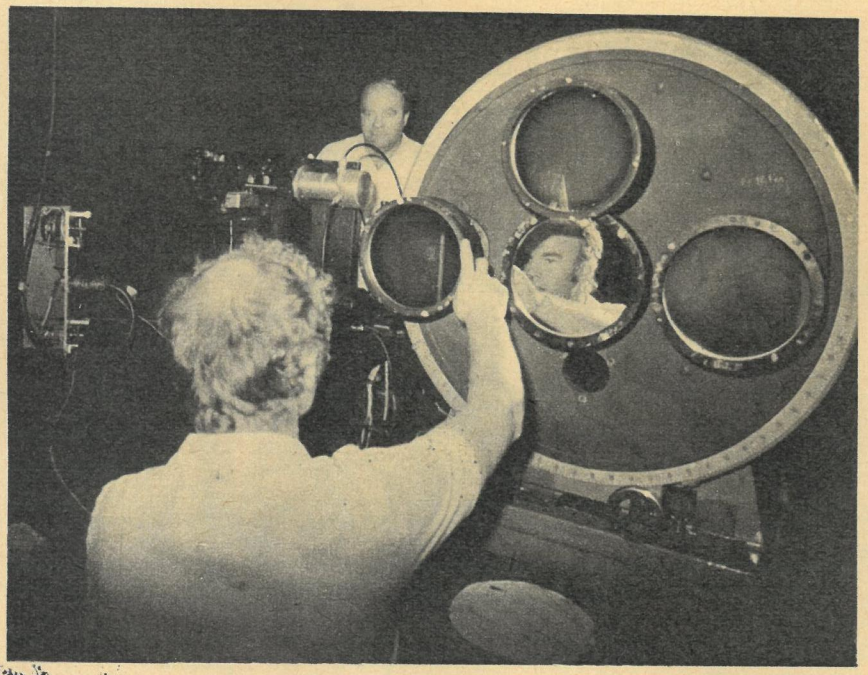


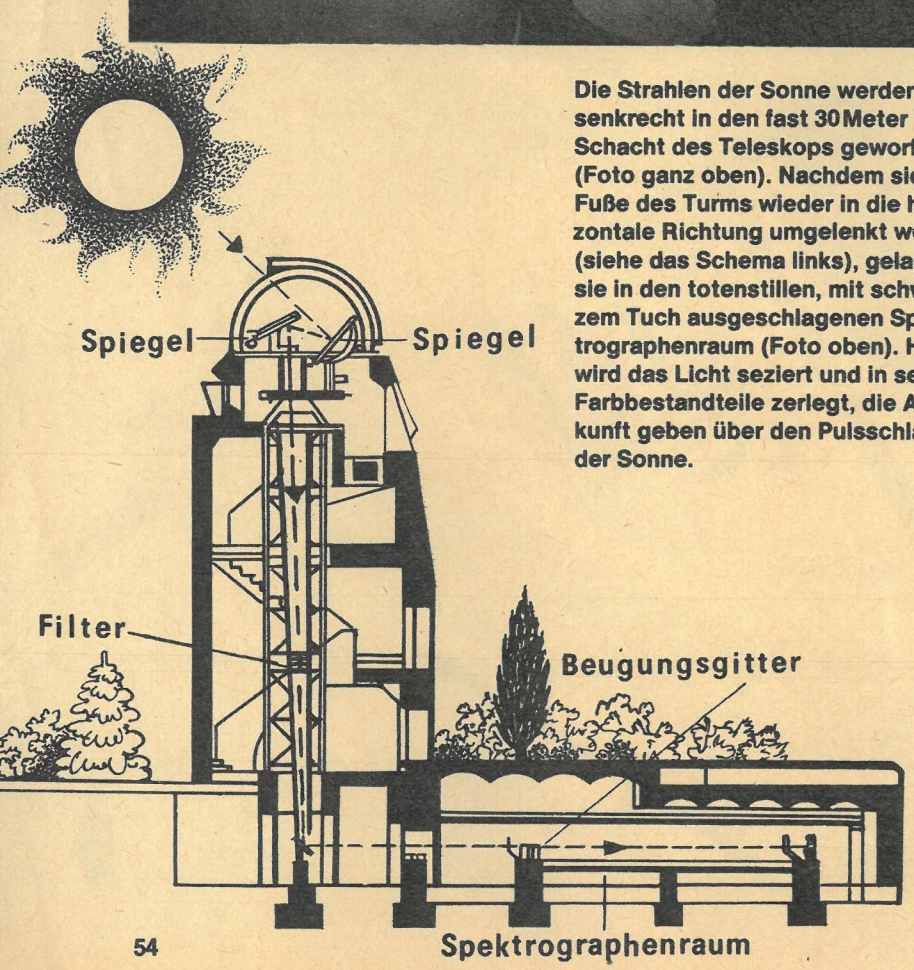












Die Strahlen der Sonne werden senkrecht in den fast 30 Meter tiefen Schacht des Teleskops geworfen (Foto ganz oben). Nachdem sie am Fuße des Turms wieder in die horizontale Richtung umgelenkt werden (siehe das Schema links), gelangen sie in den totenstillen, mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Spektrographenraum (Foto oben). Hier wird das Licht seziert und in seine Farbbestandteile zerlegt, die Auskunft geben über den Pulsschlag der Sonne.

...die Sonne bebt

schmelzen. Bei einer Kernfusion in der Sonne müßten neben der gewaltigen Energie, die das Rätsel der schier unerschöpflichen Sonnenstrahlung erklären würde, als Nebenprodukt dieser Reaktion auch Neutrinos frei werden. Das sind Elementarteilchen, die den Astronomen wichtige Informationen über diese Vorgänge auf der Sonne liefern könnten. Übrigens die einzigen, die uns aus dem Sonnenkern ungestört erreichen. Doch wie mißt man den Strom solcher unfaßbaren Sonnenboten, die vermutlich weder eine Ruhemasse, noch eine Ladung besitzen und auf ihrem lichtschnellen Flug nur selten mit anderen Teilchen wechselwirken und zusammenstoßen? Um die Wahrscheinlichkeit für derartige Treffer zu erhöhen, hatte der Forscher den Einfall, den Neutrinos zwei Quintillionen Chloratome in den Weg zu stellen – eine Zwei mit 30 Nullen. Die Neutrinofalle, die er tief unter der Erde installiert hatte, damit sämtliche anderen kosmischen Teilchen von den Gesteinsschichten darüber absorbiert werden, faßte 390 000 Liter eines Chlorisotops, das für eine solche Reaktion geeignet war.

Seit Beginn der Messungen, die auch in der Sowjetunion mit dem gleichen Ergebnis wiederholt werden konnten, wurde in dem Chlortank nur jeden vierten Tag ein Neutrino-Zusammenstoß registriert – ein Viertel der zu erwarten gewesenen Rate! Was hatte das zu bedeuten? Herrschen im Innern der Sonne ganz andere Zustände, als man bisher vermutet hatte? Das Bild vieler Sonnenforscher von ihrem Stern geriet ins Wanken.

Ist der Sonnenofen denn schon aus?

Der Astrophysiker Martin Schwarzschild äußerte beispielsweise die Vermutung, daß die Kernfusion in der Sonne gedrosselt wäre. Wenn also der Sonnenmotor nur noch mit verminderter Kraft liefe, würde zuerst das Gleichgewicht zwischen der nach innen wirkenden Schwerkraft und dem nach außen wirkenden Gasdruck gestört. Die stärkere Gravitation müßte den Gasball nun zusammendrücken. Die Temperatur im Innern stiege dabei erheblich an und würde den Fusionsreaktor neu anheizen und wieder auf volle Touren bringen. Das gäbe der Sonne die Kraft, sich von neuem auszudehnen, wobei sie natürlich an Wärme verlieren würde.

Die Konsequenz aus diesen Überlegungen, mit denen sich das Neutrino-Defizit erklären ließ: Die Sonne müßte sich periodisch aufblähen und wieder in sich zusammenfallen – wie ein rhythmisch pulsierender Herzmuskel im Zentrum unseres Planetensystems. Eine Erscheinung, die bis zu Beginn der 70er Jahre noch niemand beobachtet hatte.

Auf die gleiche Spur aber führte ein zweites, auch seit langem ungeklärtes Sonnenrätsel: Das kosmische Leuchtfeuer, um das die Erde, der Mars, die Venus und all die anderen Planeten unseres Systems kreisen, macht den Eindruck eines Fremdlings im eigenen Haus. Die Sonne dreht sich nämlich in rund 27 Tagen einmal um sich selber und rotiert damit hundertmal langsamer, als sie das angesichts der Gesamtdrehbewegung der Planeten nach den Gesetzen der Himmelsmechanik tun müßte.

Die Forscher vermuteten deshalb schon länger, daß das „fehlende" Drehmoment in den Tiefen der Sonne verborgen sei, daß sich der Sonnenkern bedeutend schneller drehe als die sichtbare Oberfläche. Diese Annahme schien sich tatsächlich zu bestätigen. Zwei amerikanische Astronomen teilten mit, eine bisher nicht gesehene Abplattung der Sonnenkugel beobachtet zu haben. Das wäre zweifellos ein Hinweis darauf, daß der Kern viel schneller rotiert. Doch die Freude über die Entdeckung war verfrüht: Ein anderes Forscher-Team unter Leitung von H. Hill wies nach, daß es sich dabei nur um einen Irrtum handelt. Der Effekt war einfach dadurch entstanden, daß das Meßresultat von geringen Unterschieden der Randverdunklung der Sonne zwischen den äquatornahen und den Polgebieten beeinflußt war.

So blieb bis heute ungeklärt, warum sich das Zentralgestirn unseres Planetensystems viel langsamer dreht, als aus der Theorie folgt. Bei ihrem „Gegenbeweis" jedoch, mit dem sie die Abplattung an den Rändern der Sonnenscheibe widerlegten, entdeckten die Forscher ein Spektrum von sehr kleinen Eigenschwingungen, deren Perioden zwischen 40 und 60 Minuten lagen.

„Zu dieser Zeit", erinnert sich Professor Andrej Sewerny, seit über drei Jahrzehnten Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums auf der Krim, „hatten wir gerade unseren neuen Sonnenturm fertiggestellt. Damit stand uns ab 1973 eine Anlage zur Verfügung, wie es für die Sonnenforschung nur wenige auf der Erde gibt. Ich hatte mich seit langem mit veränderlichen Sternen beschäftigt. Was lag da näher, als die Schwingungen auch an der Sonne zu überprüfen? Eines war mir allerdings von vornherein klar: Sollte der gigantische Gasball im Zentrum unseres Planetensystems tatsächlich periodischen Schwingungen unterworfen sein, so müßten diese sehr, sehr klein sein. Sonst wären sie längst von den meisten Astronomen beobachtet worden. Mit anderen Worten: Wir mußten uns an die Grenze des Beobachtbaren heranwagen, an die Schwelle der Auflösung überhaupt!

Im Gespräch mit FREIE WELT: Professor Andrej Sewerny (links), Akademiemitglied und Direktor der Stern- und Sonnenwarte auf der Krim.

Das war nur mit dem neuen Sonnenteleskop möglich."
Totenstille umfängt uns in dem Raum am Fuße des Sonnenturms auf der Krim, wo das Tagesgestirn seine Geheimnisse preisgibt. Er ist ganz mit schwarzem Tuch ausgekleidet. „Hier wird das Licht gewissermaßen seziert, in seine Bestandteile zerlegt", erfahren wir. An Tausenden von parallelen Strichen, in die Glasoberfläche einer rechteckigen Platte eingeritzt, werden die Wellen der Sonnenstrahlung gebeugt und wie an den Wassertropfen eines Regenbogens zu einem farbigen Band auseinandergezogen. Mit dem Unterschied nur, daß das hochfeine optische Beugungsgitter die einzelnen Wellenlängen des Lichts viel schärfer voneinander zu trennen vermag. Zwanzig Meter ist das Farbspektrum schließlich breit, vom kurzwelligen Blau bis zum langwelligen Rot, wenn es an der anderen Stirnseite dieses Spektrographenraums auf einen hochempfindlichen Lichtverstärker fällt, der die Informationen in elektrische Signale für den Computer umsetzt.

Und woher kommt der Sonnenschein?

Wenn die Sonne wirklich pulsiert, so der Grundgedanke des Experiments, muß sich das Zentrum der Leuchtscheibe mal auf die Erde zu- und dann wieder von ihr wegbewegen. Diese unvorstellbar kleinen Schwankungen konnten in der Tat mit einem Effekt gemessen werden, den der österreichische Physiker Christian Doppler schon im vorigen Jahrhundert entdeckt hat: eine Farbverschiebung des Spektrums mal zur einen und mal zur anderen Seite, je nachdem, ob sich die Sonnenoberfläche der Erde nähert oder sich wieder von ihr entfernt.
Als problematisch erwiesen sich bei den Messungen die Störungen in der Lufthülle, feinste Wolkenschichten, Staubteilchen, die Erdrotation, der sich ständig ändernde Abstand zur Sonne... All das und vieles mehr stellte die Präzision der Messungen ziemlich in Frage. Bis man auf der Krim die Idee hatte, diese Störungen auf einfache Art auszuschließen!
„In jener Nacht tobte die Natur, ein Gewitter, wie es schon lange nicht mehr über uns gekommen war", erinnert sich Dr. Kotow an die Umstände von damals. „Vielleicht ist es auch nur der Kaffee am Abend gewesen, der meiner Frau zu stark geraten war – jedenfalls konnte ich nicht einschlafen und setzte mich zu Hause noch einmal an den Schreibtisch..."
Der Einfall des Astrophysikers war so einfach wie seine Ausführung: Mit Hilfe einer handtellergroßen Filterscheibe im Schacht des Turms, durch die die Sonnenstrahlen auf dem Weg in den Spektrographenraum hindurch müssen, dunkelt er den zentralen Teil des Sonnenbildes ab. Das geschieht im Wechsel von Sekundenbruchteilen. Während der künstlichen Sonnenfinsternis kommt nur noch das Licht von den Randgebieten der Sonne im Labor an, einen Augenblick später schon wieder der gesamte Strom der Lichtboten. Nur im zweiten Fall enthalten sie eine Nachricht über das Pulsieren, da sich die Oberfläche der Sonne vor allem mit dem Zentrum der Leuchtscheibe maximal auf die Erde zu oder von ihr weg bewegt. Der Abstand von der Erde zu den Randgebieten der Sonnenscheibe dagegen bleibt unverändert, so daß er als eine Art Pegel benutzt werden kann, auf den man die Messungen bezieht. Zieht man also den Wert, der bei der Sonnenfinsternis gewonnen wurde, von dem Meßwert ab, wenn die Sonne nicht abgedunkelt ist, bekommt man den absoluten Betrag der gesuchten Pulsation. Da das im ganz schnellen Wechsel geschieht, gehen alle Störungen einmal mit positiven Vorzeichen und dann mit negativen in die Rechnung ein, so daß sie wegfallen.
Wir stehen vor dem Kleinrechner, der jede Minute die entsprechenden Zahlenkolonnen auf einem ratternden Fernschreiber ausgibt – die den Sonnenstrahlen abgerungene kosmische Botschaft. Der Astronom überträgt die Werte auf eine Kurve, welche die Änderungen des Sonnendurchmessers in Abhängigkeit von der Zeit zeigt: Sie strebt langsam höheren Werten zu, erreicht nach zwei Stunden und 40 Minuten ihr Maximum und gleitet dann wieder nach unten. Die Sonne pulsiert über der Schwarzmeerhalbinsel im steten Rhythmus von 160 Minuten!
„Die Verblüffung unserer Kollegen in aller Welt über dieses Ergebnis war offenbar noch größer als bei dem Neutrino-Manko", sagt Dr. Kotow. „Denn nach den Modellen der Sonnenphysiker dürfte die Sonne, wenn überhaupt, maximal in einer Stunde einmal auf- und abschwingen. Sollte die Sonne in ihrem Kern viel kühler sein als bisher angenommen und eine andere chemische Zusammensetzung haben? Dann aber könnte dort keine Kernfusion mehr ablaufen! Das würde sogar die geringere Zahl der Neutrinos erklären. Aber woher käme dann der Sonnenschein?"
Man vermutete deshalb lange Zeit, daß die auf der Krim gemessene 160-Minuten-Periodizität durch den Tag-und-Nacht-Wechsel bei der Beobachtung verursacht wird, also wieder ein Meßfehler ist, weil dieser Wert auf die Sekunde genau ein Neuntel der 24-Stunden-Dauer des Kalendertages beträgt. Doch eine französische Expedition, die zum Jahresende 1980 auf den Eiskontinent der Erde reiste, wo im antarktischen Sommer die Sonne nicht untergeht, konnte fünf Tage und Nächte lang die Messungen ununterbrochen fortsetzen – und kam zu genau dem gleichen Ergebnis!
Müssen wir also sämtliche bisherigen Vorstellungen von der Sonne über den Haufen werfen?
„Nein", sagt Professor Sewerny. „Der Sonnenball führt offenbar – vergleichbar einer Glocke – Eigenschwingungen aus. Auch in der Art, wie sie Hill entdeckt hat. Diese schwächeren Schwingungen überlagern sich zu dem markanten 160-Minuten-Rhythmus. Eines steht außer Zweifel: Schwingungen mit einer Periode von über zwei Stunden, die den ganzen Sonnenball erfassen, können tatsächlich nur aus den tieferen Schichten des Gestirns kommen. Dadurch haben wir Astronomen die Möglichkeit, nicht nur mit Neutrinoteleskopen direkt ins Innere der Sonne zu schauen, sondern zum ersten Mal auch solare Schwingungsvorgänge zu untersuchen – ähnlich wie die Geologen, wenn sie irdische Beben zur Suche nach Bodenschätzen auf der Erde nutzen. Denn die Frequenz der Schwingungen hängt vom inneren Aufbau der Sonne und ihren elastischen Eigenschaften ab. Dafür haben wir den Begriff der ‚Helioseismologie' geprägt – ein neuer Wissenschaftszweig, der in den letzten Jahren übrigens weltweit eine stürmische Entwicklung erfährt. Seit man weiß, daß die Sonne bebt."

Im nächsten Heft:

Das große kosmische Experiment
Immer länger bleiben sowjetische Kosmonauten im All. Welche Erkenntnisse gibt es nach dem jüngsten Dauerflug-Weltrekord? FREIE WELT sprach mit der sowjetischen Kosmonautin Swetlana Sawizkaja.

Dialoge im Schacht
Mansfelder Kupferbergleute fuhren in die polnische Steinkohlengrube „Rote Garde" ein.

Foto: Volker Hohlfeld

„Macbeth" als Tanzdrama
inszeniert Wladimir Wassiljew, Erster Solotänzer des „Bolschoi", nach einem eigenen Libretto an der Staatsoper Berlin. Er stellt damit ein wichtiges Werk zeitgenössischer sowjetischer Ballettkunst vor. Die Musik schrieb Kyrill Moltschanow.

Mit 28 General
FREIE WELT zu Gast in Wologda beim jüngsten Generaldirektor der Sowjetunion.

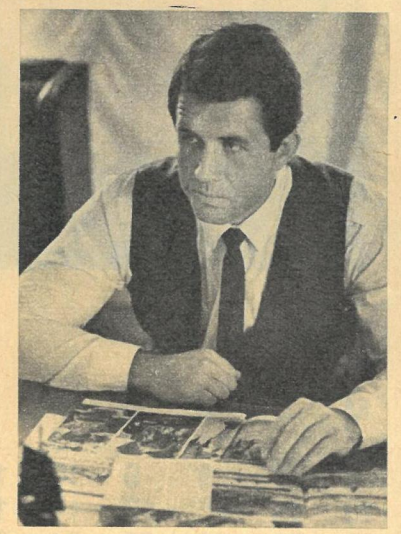


Foto: Volkmar Billeb

Redaktionsschluß: 5. 11. 1984

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Wonloje, der allwissende alte Mann

Zeichnung: Klaus Ensikat

Mai 1985

M	D	M	D	F	S	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

Juni 1985

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird… In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Beludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.